Jd. 1036 3/=

Polit

Pol. g 700.

Vorzüge der Monarchischen vor den übrigen Regierungsformen.

Von

Franz Xav. Edlen v. Neupauer,

der Rechte Doktor, und gewesenen Lehrer des Kirchenrechtes und der Landesgesetze in Graz.

Wien 1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

§. 1.

Der natürliche Zustand des Menschen ist der Stand der Gesellschaft; das beweisen seine natürlichen Bedürfnisse, Neigungen, und Triebe deutlich. Der Begattungstrieb, die dadurch erzeugte Liebe zwischen zwo Personen verschiedenes Geschlechtes, gegenseitiges Verlangen, in enger Verbindung mit einander zu stehen, knüpfen das eheliche Band, und führen die erste, und einfachste Gesellschaft von zwo Personen herbei. Den ganzen rohen Mann mag Sinnlichkeit, oder vielmehr bequeme Befriedigung

derselben, an seine Gattin fest halten. Den feinern fesselt nebst dem Treue aus edeln Beweggründen an selbe. Beide werden sich einander werther, als zuvor, wenn ihre Ehe mit Kindern gesegnet wird.

2.

Der Mensch ist als Kind das hifloseste Geschöpf im ganzen Thierreiche. Würde ihm die älterliche Pflege entzogen; so müßte er in kurzer Zeit als ein Opfer seiner Unbehilfsamkeit zu Grunde gehen. Die vorsehende Natur hat diesem Mangel abgeholfen; sie legte in die Gatten den Trieb das Geschöpf, das sie als einen Theil von sich selbst ansehen, zu erziehen, es mit aller der Liebe zu pflegen, die sie ihrem lebendigen Eigenthume in ihren Umständen zu erweisen vermögen. Durch dieses zwischen Aeltern, und Kindern obwaltende Verhältniß wird die zusammengesetztere älterliche Gesellschaft gegründet.

3.

Interesse, Verlangen in den Verhältnissen fortzuleben, die lange Gewöhnung angenehm macht, Dankbarkeit, und Liebe bestimmt Kinder auch nach Verlauf der Erziehungsjahre in der Gesellschaft der Aeltern zu bleiben, bis sich eine stärkere Anziehung, überwiegendes Gefühl des Bedürfnisses selbst in den Zustand der Aeltern zu treten, ihrer bemächtiget, und sie antreibt, Stammväter einer eigenen Familie zu werden.

4.

Doch hindern diese neuen Verhältnisse nicht, daß Kinder und Aeltern nicht oft mehrere Zeugungen miteinander leben sollten. Aber je ansehnlicher, je zahlreicher die von Zeit zu Zeit anwachsenden Familien werden, desto lockerer wird die Zuneigung der Familien gegeneinander, bis sie nach und nach in jene allgemeine Zuneigung übergeht, die zwischen Bürgern des nämlichen Staates vor-

handen

handen ist, sich durch zufällige Veranlassungen wohl auch verliert, oder endlich gar in Haß, und Verfolgungssucht ausartet.

5.

Es ist hier der Ort nicht die Abnahme dieser Zuneigung, ihr gänzliches Dahinschwinden, und ihren Uibergang in Haß und Verfolgungssucht zu erklären, oder im Ursprunge aufzusuchen. Späterhin werde ich es nicht übergehen.

6.

Schon nach der vorausgeschickten Betrachtung zeigt sich der Mensch als ein geselliges Wesen. Aber es giebt außer dieser noch wichtige Gründe, die seine natürliche Bestimmung zur Gesellschaft darthun. Unsere Fähigkeiten liefern uns den schönsten Beweis; diese kann uns der Schöpfer nicht ohne Absicht gegeben haben, ihre Entwicklung, ein zweckmässiger Gebrauch davon gehörte we-

sentlich in den Plan des Weisesten; beides ist nur in der Gesellschaft möglich; nur in der Gesellschaft werden die Menschen auf eine ihrer Natur würdige Art thätig, lernen Handlungen zusammenhalten, ihre Güte, und Verwerflichkeit untersuchen, und nach eingesammelten Erfahrungen selbst gut handeln. Das Vermögen der Sprache, das die reichhältigste Quelle des Nutzens, und Vergnügens öffnet; Trieb nach Kenntnissen, nach Vervollkommung des Geistes, und des Körpers; das Verlangen seine Kenntnisse mitzutheilen; das beseligende Gefühl der Freundschaft; Wohlwollen, Mitleid, Großmuth mit dem ganzen schönen Zuge seiner Eigenschaften, welche gebildeten, edlen Seelen die Erde zum Himmel machen, haben nur in der Gesellschaft ihren Spielraum. Der natürliche Zustand des Menschen ist also der Stand der Gesellschaft, und einer solchen Gesellschaft, in der die Entwicklung aller Fähigkeiten, und Anlagen, die vollkommenste, moralische, und physische Ausbildung möglich ist.

7.

7.

Aber, wie? man fand ja oft einzelne Menschen in Wäldern, an denen sich aller an sie gewandten Mühe ungeachtet keine Spuren der gerühmten Fähigkeiten, und Bestimmung zur Gesellschaft zeigen wollten. — „Ein „Wilder, merket Ferguson an, und das ist „auch meine Antwort, den man irgendwo „in einem Walde gefangen, beweist nicht „mehr, daß die Menschen von Natur einzeln „leben, als ein im Walde verirrtes Schaf „beweisen würde, daß die Schafe nicht zu„sammen heerden.“ Daraus, daß sich bei den Wilden Spuren der gerühmten Fähigkeiten, und der Geschicklichkeit zur Gesellschaft nicht zeigen wollten, können wir nur folgern, daß man von einem wilden Leben, an welches man durch die Länge der Zeit gewohnt geworden, zu dem menschlichen zurückzukehren beträchtliche Zeit brauche. —

8.

Wird der Trieb zur Geselligkeit in einer Gesellschaft von mässigem Umfange befriediget; oder gehört dazu ein ungeheuerer Körper von mehreren Millionen Menschen? — Heinrich Home in dem 2. Theile dem 1. seiner darinn enthaltenen Versuche über die Geschichte des Menschen sagt: „Nach dem Zeugnisse der „Geschichte sind die Menschen allezeit, so weit „man ihnen nachspüren kann, in kleine Stämme, in kleine Gesellschaften getheilt gewesen. „Die meisten davon sind zwar in spätern Zeiten „in grosse Staaten vereiniget worden. Allein „solche Veränderungen sind nicht durch einen „Trieb zu einer ausgebreitetern Gesellschaft, „sondern durch Eroberung, oder durch die „Verbindung kleiner Stämme zu ihrer Vertheidigung wider die mächtigern bewirket worden. Eine Gesellschaft kann zwar zur völligen Befriedigung des Triebes zur Geselligkeit „zu klein seyn, und ein so eingeschränkter Trieb „nimmt gern eine jede Person in die Gesellschaft, bis sie eine hinlängliche Grösse hat.

Die

„Die Römer, welche ursprünglich ein geringer „Stamm waren, vereinigten sich gern so gar „mit ihren Feinden nach einem Siege. Allein „eine Gesellschaft kann auch auf der andern „Seite zur völligen Befriedigung des Triebes „zu groß seyn. Ein weites Reich ist ein zu „grosser Gegenstand. Die Nazionalzuneigung „ist zu sehr ausgebreitet, und das Gemüth „ist nicht eher ruhig, als bis es eine kleinere „Gesellschaft findet, die mit der Mässigung „seines Triebes übereinstimmt. Daher rühren „die zahlreichen Orden, Gesellschaften, Bru„derschaften, und andere Abtheilungen, die in „jedem grossen Staate entstehen.„

9.

Ich lege mir diese Stelle des gelehrten Engländers so aus: In Staaten von mässigen Umfange sind die Menschen näher aneinander gerükt, kommen eben darum in mehrere Verhältnisse, und Verbindungen, handeln gemeinschaftlicher, mit weit mehr Interesse, und Wetteifer, als sie es in grossen

Staa-

Staaten könnten. Sie leben in einem Wirkungskreise, den sie leicht übersehen, für den sie sich interessiren, den sie, weil er nicht zu groß ist, mit Liebe und Zuneigung umfassen können. Wahre Vaterlandsliebe kettet sie sanft aneinander, und spornet sie zu allem, was gut, edel, gemeinnützig, und groß ist. Hingegen macht eine ungeheure Gesellschaft die Nationalzuneigung, den Patriotismus zu einem blossen Schatten; veranlaßt Partheyen, die sich einander entgegen arbeiten; zerstreut so die Summe gesellschaftlicher, gemeinschaftlicher Kräfte, und schwächt sich so lange selbst, bis sie durch ihre ungeheure Schwere zerfällt.

10.

Diese Behauptung des Herrn Home läßt sich nicht leicht annehmen; nach selber rührete das meiste Gute, und Ueble in einem Staate von seinem größern, oder kleinern Umfange, da doch jenes vorzüglich von einer guten der Natur der Menschen angemessenen, dieses von ei-

einer üblen der Natur der Menschen nicht entsprechenden Regierung zu rühren scheint. Die Erfahrung lehret es, daß sich mehrere, oder wenigere der oben beschriebenen Uebel wie in grössere, eben so in kleinere Gesellschaften einschleichen, und daß auch in großen, weit ausgebreiteten Staaten viel Patriotismus statt finden kann, wenn er von der Regierung durch zweckmässige Mittel genährt wird. Aber vielleicht kann man nach der Meinung Herrn Home's den in kleinere Staaten einreissenden Uebeln leichter einen Damm entgegen setzen, ihnen wohl auch glücklich vorbeugen? — Es kömmt, denke ich, da, wie überall hauptsächlich auf die klugen, und wirksamen Anstalten an.

11.

Unter die guten, wirksamsten Anstalten gehörete ohne Zweifel jene Kultur, welche der Sebstsucht, dem Eigennutze, dem Ehrgeize, der Rachgierde, dem Unterdrückungs- und Verfolgungsgeiste, kurz allen Arten un-

ge-

geselliger, eigennütziger Neigungen, und Leidenschaften der Menschen vorbauete, und dafür lautere, wechselseitige Zuneigung, Wohlwollen, und Liebe mit dem schönen Zuge geselliger Neigungen einführete.

12.

Die Menschen sind vermöge ihrer natürlichen Anlagen dieser Kultur in einem hohen Grade empfänglich, genießen auch, wenn sie durch sie veredelt worden, der reinsten, seligsten Freuden, und Vergnügen, und gelangen zu jenem Zustande angenehmer Empfindungen, in dem sie die wahre, dauerhafte Glückseligkeit finden, die sie mit keinem Gute in der Welt vertauschen würden. Doch nur Einzelnen wird dieser Zustand eigen; allgemein fand man ihn noch in keinem Staate, in keiner Gesellschaft ausgebreitet. Ueberall, und zu allen Zeiten trift man eben so wohl selbstsüchtige, neidische, boshafte, verrätherische, geizige, als gerechte, wohlwollende, gute, tugendhafte, gemeinnützige Menschen,

und die Zahl der Lezteren wird von der Zahl der Ersteren wohl gröstentheils überstiegen.

13.

Woher kömmt das? — Der Mensch ist doch von der Natur zu allen geselligen Tugenden aufgelegt, und liebt, ehrt, und bewundert sie, wenn er sie auch selbst nicht besitzt; ehrt, liebt, und bewundert sie selbst an seinen Feinden. Sollte man nicht schließen können, daß, wenn bisher die dem geselligen Menschen angemessene Kultur nirgends sehr eingegriffen hat, die Anstalten zu ihrer Verbreitung entweder überall mangelhaft, und zweckwidrig waren, oder daß sie vollständig, und zweckmässig nicht seyn konnten? — Oder ist vielleicht die allgemeine Verbreitung besagter Kultur schlechterdings unmöglich? ist sie etwa bloß ein frommer Wunsch derjenigen, die sich in einem beständigen Sonnenscheine, in dem goldenen Zeitalter allgemeiner Liebe, und Freundschaft ein Vorgefühl himmlischer Seligkeiten träumen?

14.

Vielleicht wäre sie gar dem menschlichen Geschlechte mehr schädlich als nützlich. Lauter gute, sanfte Neigungen, ewiger Friede und Einigkeit würden Allen Alles gewähren, unzählige Beweggründe zum Handeln aufheben, den allmächtigen Sporn des Wetteifers stumpf machen, die Thätigkeit des Menschen lähmen, und ihn in den Zustand der Trägheit, Schlafsucht, und Zaghaftigkeit stürzen.

15.

Soll man sie also ganz aufgeben? Auf diese Frage werde ich später ausführlich antworten. Ich will nun Thatsachen aus der Geschichte holen, die uns das Verderbniß beleuchten sollen, welches ungesellige Leidenschaften anzurichten pflegen. Wir lesen in der Geschichte überall von Personen, die sich durch Kabale, Unterdrückung, boshafte Verläumdungen Anderer den Weg zu ihrer Beförderung bahnten, die fähig waren ein Glück

zu geniessen, das sie sich auf den Sturz Unglücklicher gründeten. Beispiele von der Art können uns beinah überzeugen, daß der Mensch des Menschen fürchterlichster Feind ist. In der Geschichte eines jeden Staates sind Entzweyungen, Spaltungen, Partheyen, die oft in bürgerliche Kriege ausbrechen, die vornehmsten Punkte. Die alte Geschichte der bürgerlichen Kriege der Römer liefert uns schreckliche Szenen menschlichen Blutvergießens, die wir ohne Schauder nicht lesen können. Die stürmischen Leidenschaften der Eigenmacht, des Stolzes, und der Mordgier haben unter Fürsten, unter Ministern, unter den Adelichen, und unter den niedrigen Klassen der Nationen mit verhältnißmässiger Wuth eingerissen.

16.

Kaiser Caligula, der nach dem Tode Tibers im Jahre Christi 37. zur Regierung kam, zeigt, wie tief ein Mensch von der hohen Würde der Menschheit herabsinken kann. Dieser

ser Fürst war ungerecht, wollüstig, verschwenderisch, habsüchtig, ein grausamer Mörder auch der unschuldigsten Personen, das abscheulichste Ungeheuer. Er ergötzte sich mit Thiergefechten, wo er wehrlose Menschen den Bestien vorwerfen ließ, und freute sich dann am meisten, wenn sie langsam zerfleischt wurden, und mit aufgerissenem Bauche, und heraushängenden Eingeweiden um Erbarmung der Götter, und ein baldiges Ende winselten. Und als er einst zu einem solchen Tiegerschauspiele keine Missethäter hatte, ließ er etliche unschuldige Zuschauer haschen, ihnen die Zungen ausschneiden, und den Löwen und Tigern vorwerfen. Zuweilen ließ er diese Bestien mit armen und kranken Menschen füttern, damit der Fraß ihm nicht so viel kosten, und der Staat von unnützen Leuten befreyet werden sollte. — Weil er die Tomitien aufgehoben hat, wurde er dem Volke verhaßt. Aus Unwillen klatschte es den Fechtkämpfern nicht zu, denen er selbst seinen Beifall gab, und er wurde darüber so aufgebracht, daß er in seinem Zorne ausrief: O hätte doch das römische Volk nur

ein Haupt, daß ich es auf einmal abschlagen könnte! — Im Jahre 38. baute dieser tolle Verschwender eine Schiffbrücke von Bajä bis Puteoli unweit Neapel in einem halben Mond ins Meer hinein. Wie die Brücke fertig war, kam er mit seinem ganzen Hofstaat, fuhr darüber hin, und hielt auf einem Throne eine Lobrede auf seine grossen Thaten. Bei dieser Gelegenheit warf er, um seinen Schmeichlern ein lustiges Schauspiel zu geben, viele Zuschauer über die Brücke ins Meer, und stieß sie mit Stangen so lang unbarmherzig hin, und her, bis sie alle elendig ertrunken waren. — Nun fehlte es dem Barbaren an Geld. Um bald welches zu bekommen, ließ er sich in allen Testamenten zum Erben einsetzen. Lebte nun ein alter reicher Mann nach seinem Sinne zu lang, so ließ er ihn tödten, weil er so unverschämt war, ihn auf sein Vermögen lauern zu lassen.

17.

Kaiser Nero, der im Jahre Christi 54. den Thron bestieg, giebt uns ein eben so auffallendes Beispiel eines unmenschlichen grausamen Fürsten. Er gab seinem Stiefvater Claudius vergiftete Pilzen zu essen, die ihm den Tod brachten, und da er der Gewohnheit nach vergöttert wurde, so spottete Nero darüber, indem er die Schwämme eine Speise der Götter nannte. Er verstieß seine Mutter Agrippina, und ließ ihr dreymal nacheinander Gift eingeben; aber diese wußte dem Gifte mit kräftigen Gegenmitteln, die sie immer bei sich führte, seine Schädlichkeit zu benehmen. Da er auf diese Art nicht zu seinem Zwecke kommen konnte, wollte er sie ersäufen lassen; aber sie entkam auch der Wuth der Wellen, indem sie sich durchs Schwimmen rettete. Derjenige, der dem Nero diese Nachricht brachte, wurde erstochen. Endlich ließ er sie von einigen Meuchelmördern, die ihm immer zu Gebote standen, ermorden, und nachdem sie gestorben war, trieb er über ihren Tod Possen. Er

verstieß, und ermordete auch seine Gemahlinn Oktavia. Im Jahre 64. ließ er Feuer an die Stadt Rom legen, um sich vorstellen zu können, wie Troja brannte, und er fand ein Vergnügen daran oben von einem Thurme zuzusehen, wie diese schöne Stadt von den Flammen verzehrt wurde. Als man nach den Mordbrennern forschte, schob er die Schuld auf die Christen, und verfolgte sie auf das grausamste. Einige ließ er mit Thierhäuten bedecken, und dann durch Hunde zerreißen, andere ans Kreutz schlagen, und noch andere in brennbare Kleider wickeln, und als Fackeln anzünden. Auch sein alter treuer Freund, und Rathgeber Seneka mußte sterben. Und seine schwangere Gemahlinn Poppäa stieß er mit dem Fusse so stark auf den Unterleib, daß sie todt niederfiel.

18.

David Hume in seinem Versuche über die Bevölkerung der alten Nationen sagt: Zu Athen ermordeten die 30 Tyrannen, und Rathsherren in einem Jahre ohne Verhör

über

über 1200 Leute, und vertrieben über die Hälfte von den noch übrigen Bürgern. In Argos tödtete das Volk beinahe zu eben der Zeit auf 1200 von dem Adel, und hernach seine eigenen Demagogen, weil sie sich geweigert hatten, ihre Verfolgungen weiter fortzusetzen. Diese Anzahl ist groß, und erstaunlich gegen den geringen Umfang dieser kleinen Staaten gehalten.

19.

Wem sind nicht die Grausamkeiten König Philipp II, durch den 50000 Protestanten bluteten, und die Unmenschlichkeiten des furchtbaren Würgers Alba bekannt? — Wer kennt nicht die gleichzeitigen Greueln der Pariser-Bluthochzeit? Ganz Europa trauerte bei der Nachricht von selber; aber Philipp II, und seine Höflinge frohlockten ob des Mordes so vieler unschuldigen Menschen, stellten Feste an, daß der schändliche Anschlag gelungen sey; daß Karl IX dumm und mordsichtig genug war die fleißigsten, treuesten Unterthanen im

Schla-

Schlafe überfallen, und niedermachen zu lassen. *)

*) An den Monarchen, die ich §§. 16. 17. 19. als Beispiele menschlicher Ausartungen anführe, betrachte ich bloß Menschen. Ich zog diese Beispiele gemeinen Beispielen vor, weil sich an Mächtigen, da sie mehr Kräfte haben, die verderblichen Folgen der Unsittlichkeit am sichtbarsten offenbaren. Ein gemeiner, boshafter Mörder, der mit dem Schwerte, oder Rade gestraft worden, würde wohl eben so fähig gewesen seyn das Unheil eines Caligula, und eines Nero zu stiften, als er fähig war einen, oder mehrere qualifizirte Morde zu begehen, wenn er nebst dem bösen Willen auch die Kräfte dieser Grossen gehabt hätte. Ich würde mich sehr gekränkt finden, wenn Jemand diese Anführungen mißdeuten, und mich beschuldigen wollte, als ob ich dadurch über monarchische Regierungsformen überhaupt, ein nachtheiliges Licht zu verbreiten gesucht hätte. Niemand ist inniger, und lebhafter von der innern Vortreflichkeit, und den grossen Vorzügen der monarchischen Regierungsform vor allen übrigen überzeugt, als ich, wie ich es in der Folge beweisen werde. Daher suche ich mich durch diese Anmerkung gegen jedes übereiltes Urtheil zu verwahren.

20.

Während des Fehdesystems in Deutschland war die Gerechtigkeit kein Schutz wider die Macht, noch die Menschenliebe wider die blutige Rache. Fast jeder Ort war ein Schauplatz der Verwirrung, und menschlichen Elends. Der Stärkere überfiel bei der geringsten Veranlassung den Schwächern, rasete gegen ihn mit viehischer Wuth, plünderte ihn aus, tödtete ihn wohl auch, oder zwang ihn sich mit Gelde zu lösen. Dieser half sich durch Verbindungen mit andern, und durch Gewaltthätigkeiten, ohne daß beide Theile an Gesetze, und Gerechtigkeit gedacht hätten. Die Burgen oder Schlösser, womit so viele Berge besetzt waren, wurden fast lauter Raubschlösser, und man sieht noch hin, und wieder von vielen derselben in Deutschland die Trümmer. Fürsten selbst fiengen um mehrerer Sicherheit willen an, in Schlössern, und kleinen Festungen, die sogar mitten in den Städten angelegt wurden, ihre Wohnung aufzuschlagen.

21.

Wenden wir den Blick von den Scenen der Verwüstung, und des menschlichen Elends weg. Wir haben aus den vorausgeschickten Beispielen hinlänglich kennen gelernt, daß Menschen von der hohen Würde der Menschheit tief sinken können; zugleich sehen wir, daß sie sich, wenn sie von verkehrten Neigungen, und ungeselligen Leidenschaften umhergetrieben werden, schlecht zur Gesellschaft schicken. Sie sollten sich wie die Raubthiere in Wildnissen, und Wüstenenen aufhalten, und gleich diesen einzeln, und zerstreut auf die Beute lauern.

22.

Aber wie? ist dann der gerühmte Trieb des Menschen zur Geselligkeit von so geringer Wirkung? ist er dem Menschen zu seinem Verfalle gegeben worden? — Nein! — Der Trieb zur Geselligkeit hat seiner Natur nach allgemeines Menschenglück zum Ziele; aber er

kann

kann für sich ungeselligen Leidenschaften des Menschen nicht das Gleichgewicht halten. Eine wichtige Wahrheit, über die ich mich näher erklären will. Zu dieser Absicht schicke ich zwey Urtheile voraus: Das erste: Der Mensch ist eine Zusammensetzung von Grundlagen, und Leidenschaften, von denen einige gesellig, und andere ungesellig sind. Das zweyte: Der Mensch ist von Natur geschäfftig; thätig seyn, handeln ist sein wesentlichstes Bedürfniß. Und nun die erklärende Schlußfolge: Ist seine Bildung so beschaffen, daß durch selbe vorzüglich seine Anlagen zur Ungeselligkeit, zu verderblichen Leidenschaften entwickelt werden; so bekömmt die ihm angebohrne Thätigkeit eine für ihn selbst, und seine Mitmenschen höchst schädliche Richtung, und weil sie von verkehrten Neigungen gespannt, wirksam gemacht wird; so verbreitet sie nothwendig Unordnung, und Elend um sich her. Da meldet sich freylich der Trieb zur Geselligkeit, und den mit ihr verwandten Tugenden nur schwach, oder schweiget gar; denn er wird von einer seinem Zu-

ge ganz entgegengesetzten Handlungsweise, die durch lange Uebung, und Gewohnheit zur Fertigkeit, vielleicht schon zum Bedürfnisse geworden ist, überstimmet.

23.

Ob ich also schon (wie ich im 13. und 14. §. zu verstehen gegeben) keineswegs behaupten möchte, daß es gut wäre, wenn lauter gesellige Neigungen, Wohlwollen und Liebe die Handlungsweise der Menschen leiteten; so behaupte ich doch mit voller Ueberzeugung, daß man die Kultur des Menschen zur Entwicklung geselliger Grundlagen, und Fähigkeiten, zur Einführung gemeinnütziger Thätigkeit anlegen müsse. Man gebe der natürlichen Geschäfftigkeit des werdenden Menschen, dem Handeln Bedürfniß ist, Beschäftigungen, die ihn unmittelbar zu seinem Privatwohl betriebsam machen; man zeige ihm aber dabei, wie sich sein Privatnutzen zugleich auf das Wohl der Gesellschaft erstrecke, wie im Gegentheile aus dem gemeinschaftlichen Wohl der

gan-

ganzen Gesellschaft der Nutzen auch auf ihn zurückströme; man lehre ihn nicht minder den Ruhm etwas zum allgemeinen Besten beizutragen, als die Wohlthat, desselben selbst theilhaftig zu werden, empfinden, und schätzen. Man bilde seinen Geist, und sein Herz, kurz, man veredle den Menschen. Und diese Kultur gebe man Prinzen, Ministerkindern, Adelichen, und Gemeinen; dem künftigen Bauer, Manufakturanten, und Handelsmann; dem Gewerb- und Kunstbeflieſſenen; dem Bürger, und Soldaten, Jedem mit Hinsicht auf seinen besondern Wirkungskreis, und einem Blick aufs gemeinschaftliche Interesse, und man wird die Erde in ein Eden umschaffen, und eine gesellschaftliche Glückseligkeit gründen, der man die ewige Dauer wünschen wird. — Meine Wärme für den Geselligkeitstrieb, und die mit selben verwandten Tugenden macht mich sehr angenehm träumen. Ich sehe wohl, nie wird mein Traum, so schön, als ihn meine Phantasie empfangen, und ausgebildet hat, zur Wirklichkeit werden. Nie wird man es dahinbringen, daß sich die Glieder der nämlichen

Ge-

Gesellschaft von der vollkommensten gegenseitigen Zuneigung geleitet einander in allen Fällen zu ihrem gemeinschaftlichen Besten die Hände biethen werden. Diese vollkommene Harmonie scheint einen innern Drang, der ein Stück der Natur ausmacht, vorauszusetzen; oder ist wenigstens nur unter Leuten möglich, die auf einer höhern Stufe menschlicher Vollendung stehen, und diese Menschen sind überall in zu geringer Anzahl vorhanden, als daß sie eine Gesellschaft sollten bilden können, deren Vereinigungsgrund viele nur durch grosse Kräfte erreichbare Absichten in sich schließt.

24.

Doch bin ich noch eigensinnig genug, die beschriebene Kultur nicht aufzugeben. Sie bleibe Endzweck für die leitende Gewalt des Staates, dem sie sich durch weise, zweckmässige Anstalten nach Kräften nähern solle. Sie sey Regel für den einzelnen Erzieher, dieser suche sie seinem Zöglinge, so viel, als es

im-

immer Umstände erlauben, eigen zu machen. Gesetz für eine grosse Gesellschaft kann sie unmittelbar nicht seyn, da ihr die Befestigung, welche bei jedem Gesetze wesentlich ist, fehlen würde. Uebel geleitete, verzogene Menschen, von denen keine Gesellschaft frey ist, werden immer mit bösen Beispielen auftretten, und sehr viel zur Entwicklung, oder Bestärkung ungeselliger Leidenschaften beitragen. Aber des Elends wird doch weniger werden, wenn man sich wird bestrebt haben die Kultur zur Bildung des geselligen Menschen einzurichten, und nach Kräften zu verbreiten. Gesellige Neigungen und Tugenden müssen doch endlich bei Irregegangenen die Oberhand behalten. Sie belohnen sich zu süß, als daß man nicht ihrem Zuge gern folgen wollte, wenn man nur einmal ihren Werth lebhaft genug empfunden hat, welches letztere durch zweckmässige Anstalten leicht kann bewirkt werden. — Ich werde im Verfolg der Arbeit noch einmal anf die Kultur, die der Natur des geselligen Menschen entspricht,

zurückkommen, wo sich mir Gelegenheit anbieten wird, sie ausführlicher zu behandeln.

25.

Nun wollen wir untersuchen, was der Mensch in seinen verschiedenen Verhältnissen, und Verbindungen zu allen Zeiten war, wie er zu allen Zeiten gedacht, und gehandelt hat; auf welchen Ton er durch Umstände, Beispiele, Vorurtheile, leidenschaftliche Gewohnheiten gestimmt worden, was er diesem Tone, dieser Stimmung gemäß anzunehmen, zu vertragen vermöge, was er zu vertragen noch nicht reif genug sey; kurz lasset uns prüfen, was der wirkliche Mensch sey. Mit Hilfe dieser Untersuchung werden wir die Art, und Weise kennen lernen, wie sich Menschen zu jener gesellschaftlichen Glückseligkeit erheben können, die unser einziger vernünftiger, ausführbarer Wunsch seyn kann.

26.

Zu allen Zeiten, so weit als die Geschichte reicht, lebten Menschen in Gesellschaft. Man findet kein einziges Beispiel einer zerstreuten Menschenmenge. Selbst die Wilden, die die Umsegler der Erde auf ihren Reisen antrafen, machen keine Ausnahme. Die Einwohner desjenigen Theils von Neuholland, welchen Dampier sah, leben beisammen, ob sie sich gleich über die unvernünftigen Thiere weniger, als alle andern bekannten Wilden erhoben haben.

27.

Was hat die Menschen in grössere Haufen zusammen gebracht? — Ganz gewiß dringendes Gefühl ihrer Bedürfnisse. Einzeln, oder in geringer Anzahl wie zum Beispiel: vier und vier konnten sie sich nicht gegen die reißenden Thiere vertheidigen, und wurden in den Bemühungen, sich Speisen zu ihrem Unterhalte zu sammeln, oft mit Gefahr ihres

Lebens

Lebens gestört. Sie traten zusammen, beugten so den vorigen Beunruhigungen, und Gefahren aus, fühlten das Wohlthätige ihres Zustandes; dieses angenehme Gefühl mochte sie bestimmt haben, sich in grössere Gesellschaften zu vereinigen. Die Umstände also, der Drang der Bedürfnisse knüpften eigentlich das Band grösserer Gesellschaften.

28.

Die Mitglieder der nämlichen Gesellschaft durch Familienverhältnisse, und gegenseitige Dienstleistungen verbunden lebten in Ruhe, und Eintracht miteinander. Nur selten entspannen sich Uneinigkeiteu, die aber nicht leicht bedeutend werden konnten, weil ihnen die nöthige Nahrung fehlte.

29.

Worinn besteht die Nahrung der Uneinigkeiten? — Hauptsächlich darinn, wenn Menschen viele Bedürfnisse haben, die ei-

nen großen Aufwand von Kräften erfodern. Viele Bedürfnisse versetzen die Menschen oft in die Nothwendigkeit, andere zu übervortheilen, oder ihnen harte, ungerechte Dienste aufzulegen, woher zuwiderlaufende Absichten, und mit diesen Zwietracht, und Feindseligkeiten entstehen. Leute, die wenig Bedürfnisse fühlen, haben auch wenig zuwiderlaufende Absichten, und verhalten sich darum ruhig und friedsam.

30.

Die Lebensart der Wilden setzt diese Wahrheit ins Licht. Die Wilden nähren sich mit ihrem Weidwerke, mit ihrer Fischerey, und mit andern Dingen, die sie antreffen. Und geben ihnen die Erdstriche, wo sie sich aufhalten, ohne daß sie grosse Mühe brauchen, hinlänglichen Unterhalt; so lassen sie sich nicht einfallen, eine andere Art zu leben auszufinden. Ihre Lebensart ist einfach, und kann auf jedem Boden geführt werden, der ihnen zureichende Bedürfnisse liefert; da-

her sie von Ort zu Ort wandern. Wenn es endlich schwer hält, Nahrung zu finden; sehen sie sich genöthiget die Erde anzubauen, und sich festzusetzen. Die Bedürfnisse werden nun zusammengesetzter, und fodern einen Aufwand von Kräften, den manche aus Faulheit scheuen, und dann, ihren Hunger zu stillen, die Früchte fremdes Schweißes rauben. Sieh da einen wichtigen Anlaß zu Uneinigkeiten! Wird über das die Gesellschaft durch den Anwachs der Familien ausgebreiteter, so wird das Band der Vereinigung, weil die Mitglieder der Gesellschaft, welche ihre Ausbreitung immer weiter auseinander rückt, durch keine moralischen Einrichtungen, und kluge Regierungsanstalten aneinander gekettet werden, nach und nach lockerer; ungerechte Foderungen wilder Herrschsucht, und Stärke von einer, und thätige Weigerung von der andern Seite stellen sich ein; die Anlässe zu Entzweyungen, und Spaltungen äußern sich leichter, und häufiger; es kömmt zu Streitigkeiten, und blutigen Händeln; der unterliegende Theil sucht sich neue Wohn-

plätze,

plätze, und unterhält mit der Gemeinde, zu der er vormals gehörte, ewige, unversöhnliche Feindschaft, und hier tritt der Fall ein, den ich schon im 4. §. gegenwärtiger Abhandlung berührt habe. Aeußerst selten mag es sich wohl zutragen, daß ein Theil der Gesellschaft, der sich in dem Gebiethe, das für die grosse Volksmenge unzureichend wird, gedrängt fühlt, ruhig in ein anderes Gebieth hinüberströmete, um da seinen eigenen Stamm zu gründen.

31.

Wir sehen nun, wie bei Wilden die Zuneigung der anwachsenden Familien gegeneinander, sich nach und nach verlieren, endlich in Haß und Verfolgungssucht ausarten, und gefährliche Trennungen verursachen kann. *)

*) Unter Wilden verstehe ich durchaus solche Völker, die noch keine weisen, der menschlichen Natur angemessenen Regierungsanstalten haben, die ihnen die zweckmässigsten Mittel an die Hand gäben, sich zu veredeln.

32.

Aber wie verhalten sich überhaupt Gesellschaften der Wilden gegen andere Gesellschaften? Haufen gegen Haufen? — Den Nachrichten zufolge, die uns die Reisebeschreiber liefern, leben sie in beständigen Feindseligkeiten gegeneinander. Sie machen sich einander ihre Landstriche streitig; immer gegeneinander bewaffnet, immer voll Haß, und Verfolgungssucht, verüben sie die größten Grausamkeiten, und machen sich eine Pflicht der Ehre daraus, solche zu begehen; sie trotzen einander um des blossen Trotzes willen, und der Haß, den sie durch beständige Kriege unterhalten, scheint auf ihre Vertilgung abzuzwecken.

Die gutherzigen Einwohner von Grönland haben nicht einmal Worte den Zorn, oder den Neid auszudrücken. Das Stehlen wird unter ihnen verabscheut, und ein Mädchen, das sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hat, bekömmt keinen Mann. Und zu gleicher Zeit

sind

sind sie doch treulos, und grausam gegen die Fremden, die unter sie kommen. Sie betrachten sie als ein verschiedenes Geschlecht, mit dem sie keinen Umgang haben wollen.

Die Sitten der Bewohner von Neuseeland sind nicht besser. — Die Einwohner der Marianischen Inseln halten sich für berechtiget, Fremde zu bestehlen; daher sie den Namen Diebsinseln erhalten haben.

Cäsar sagt von den Deutschen im 6. Buche seiner Geschichte: „Sie halten es nicht für „schändlich, Räubereyen außer den Gränzen „ihres Gebiethes auszuüben. Sie behaupten, „das geschehe, um die Jugend zu üben, und „die Trägheit zu vermindern.“

So lang Rom noch ein kleiner Staat war, wurde Nachbar, und Feind durch einerley Wort (hostis) ausgedrückt. — In England durfte ehemals ein Fremder kein Zeuge seyn.

Daher mag es wohl rühren, daß wir in der alten Geschichte von beständigen Kriegen unter benachbarten kleinen Staaten lesen. Es war so in Griechenland; es war so in Italien während der Kindheit der römischen Republik; es war so in Gallien, da Cäsar die Feindseligkeiten wider dieses Land anfieng; es war so in der ganzen Welt.

33.

Eine solche Abneigung vergeht auch nicht einmal unter gesitteten Leuten. Der scharfsinnige Baretti bemerket, daß fast jede Nation ihre Nachbarn hasse, ohne zu wissen, warum sie es thue. „Ich hörte einmal einen „Franzosen schwören, sagt dieser Schrift„steller, daß er die Engländer hassete, weil „sie geschmolzene Butter auf ihren Kälber„braten gießen.“

Das gemeine Volk in Portugall hat noch heutiges Tages einen ungewöhnlichen Haß gegen die Fremden; und sogar Lissabon, ob es gleich

gleich eine Handelsstadt ist, die von verschiedenen Nationen besucht wird, muß nicht ausgenommen werden.

Die Reisenden berichten, daß die Leute in dem Herzogthume Mayland die einzigen Italiener sind, die von ihren Nachbarn nicht gehaßt werden. — Die Piemonteser, und Genueser haben einen Haß gegeneinander, und sind in ihrer Abneigung gegen die Florentiner einig. Die Florentiner können die Venetianer nicht leiden, und die Römer haben eben keine grosse Neigung gegen die Florentiner, Venetianer, oder Neapolitaner. Der Fall in Absicht auf die entfernten Nationen ist sehr verschieden. Anstatt daß sie Gegenstände des Hasses seyn sollten, belustigen uns vielmehr ihre Sitten, Gebräuche, und besondere Gewohnheiten.

34.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir uns bei der Untersuchung aufhalten, was die ungesitteten Menschen so stimme, was sie

zu Beleidigungen, Unruhen, und Gewaltthätigkeiten verleite. Dahin wirken außer der im 30 §. berührten Ursache noch viele andere. Unwissenheit, Mangel geselliger Neigungen, Mangel des gemeinschaftlichen Interesse; der ungeleitete Drang physischer Kräfte; dringende durch Trägheit herbeigezogene Bedürfnisse; Begierden, die durch keine Kultur des Verstandes, und Herzens gemässiget sind, scheinen die vorzüglichsten zu seyn. Diese öffneten ohne Zweifel bei ungesitteten Nationen die häufigsten Quellen zu solchen Zwistigkeiten sowohl, die sich unter Gliedern des nämlichen Volkes, als auch zu solchen, die sich zwischen einem, und dem andern Volke entspannen.

35.

Zuerst: Unwissenheit. Der ungesittete Mensch ist arm an Kenntnissen. Die wenigen, einfachen Bedürfnisse, die er hat, reichen nicht hin, seine Seelenkräfte, seine Fähigkeiten in Wirksamkeit zu setzen, und zu entwickeln. Sein Ideenvorrath ist geringe;

der

der Beobachtungsgeist sehr matt, und schläfrig, der Erfahrungskreis enge. Er ist zu schlaff, zu träg um das Verhältniß seiner Lage gegen andere aufzuspüren, und sich Gesetze zu seinem wahren Wohl daraus abzuziehen. Er handelt ohne Nachdenken, ohne Uiberlegung, wohin seine Handlungen führen. Unfähig, sich über die Güte, oder Schändlichkeit derselben aufzuklären, unfähig das Recht vom Unrechte zu scheiden, folget er der stärkern Stimme der Leidenschaft, und stiftet, ohne es zu wissen, vielfältiges Unheil im Geiste der Dummheit. Er beleidiget andere, kränkt ihre Rechte.

36.

Eigennutz, Selbstsucht, Mangel geselliger Neigungen ist Ursache vieler, und grosser Ungerechtigkeiten. Unter unbearbeiteten Menschen äußert sich das sympathetische Gefühl, Wohlwollen, und Zuneigung nur gegen die Mitglieder ihrer Familie, oder gegen Personen, die mit ihnen in näherer Verbindung

steh-

stehen; den Uibrigen, und besonders Auswärtigen glauben sie keine Pflichten schuldig zu seyn; ja sie werden von ihnen, wie ich in den vorigen Abschnitten gezeigt habe, als Feinde betrachtet. Wollen sie gegen Leute, mit denen sie in keiner Verbindung stehen, oder gegen Fremde einen Vortheil erreichen; so haben sie nur diesen im Gesichte; dieser nur füllt ihr ganzes Wesen aus, und sie machen Jagd darauf ohne an das Recht, und Unrecht zu denken. So ungerecht sie auch handeln; so fühlen sie doch nichts widriges dabei; denn der Eindruck eigenes Nutzens, und Vergnügens bemächtiget sich ihrer mit so großer Stärke, und die tobende Leidenschaft, mit der sie ihre Absichten verfolgen, übertäubt vollends jede auch leiseste Regung des moralischen Gefühles.

37.

Mangel des gemeinschaftlichen Interesse hält die Menschen nicht minder von einander entfernt, und da er mit der Selbstsucht ver-

gesellschaftet ist, so hat er auch ihre Uibel zur Folge. Wenn jeder eigensinnig genug ist, sein Privatwohl zum einzigen Zwecke seiner Handlungen; sich selbst, so zu sagen, zum Mittelpunkte der Schöpfung zu machen; so muß er nothwendig an die Rechte seiner Mitmenschen stossen, und mit ihnen im beständigen Kriege leben.

38.

Eine weitere Ursache der Unordnungen unter Wilden scheint der Drang physischer Kräfte zu seyn. Der Wilde wird von Kindheit auf, allen Unbilden des Wetters ausgesetzt; er lernt brennende Hitze, und starre Kälte, Regen, und Schneefeuchtigkeit Hunger, und Durst mit Fassung ertragen. Er arbeitet sich durch die größten Beschwerlichkeiten durch; er rennt über heißen Sand, wie über lachende, erfrischende Wiesen; durch dornichte, stehende Büsche, wie über glatte offene Wege. Sein Körper ist entweder bloß, oder hat nur eine schlechte Bedeckung.

Durch diese Lebensart erreichen die körperlichen Kräfte den möglich höchsten Grad der Vollkommenheit. In kultivirten Staaten werden durch eine zweckmässige Kultur die Seelenkräfte mit den körperlichen in einem ebenmässigen Verhältnisse ausgebildet: in unkultivirten ist der Mensch so zusagen, ganz Körper, und er bringt die körperlichen Kräfte durch natürliche Veranlassungen, ohne es zu wissen, zur Vollkommenheit. Er ist oft in dem Falle sein Leben, oder seinen Raub gegen grimmige Thiere zu schützen. Er streckt sie nieder, und zieht triumphirend nach Hause. Solche Siege stählen seinen Muth. Wir machen oft die Erfahrung, daß Menschen die einige ihrer Seelenkräfte vorzüglich angebaut, und ausgebildet haben, dann den größten Frohsinn, die heiterste Laune bezeigen, wenn man ihnen ein Feld öffnet ihre Fähigkeiten zu äußern. Der in sich gekehrte, verschlossene, kalte wird da auf einmal warm, offen, beredt. Er war kalt, in sich gekehrt verschlossen, so lang er den unbefriedigten

Drang

Drang seiner Kenntnisse in sich fühlte; er wurde heiter, so bald selbem Luft gemacht wurde. Machen wir den analogischen Schluß auf den Wilden. Dieser hat allein seine körperlichen Kräfte ausgebildet; er kennt ihre Stärke, fühlt ihren Drang, fühlt sich gereizt Gebrauch davon zu machen; dabei ist seine Unwissenheit groß, sein Herz wüste; das moralische Gefühl des Rechts, und Unrechts überstimmt von dem Getümmel der Leidenschaften; leicht möglich also, daß er in dieser individuellen Lage überall Anlässe zu Streitigkeiten suchet, und in diesen Vergnügen, und Sättigung findet; auch Mitmenschen zu Gegenständen wählt, an denen er seine Kräfte versucht, und sich mit der Zeit dieser Lebensart so gewohnt, daß er in sein Element versetzt ist, wenn er recht rauben, plündern, und morden kann.

39.

Dringende durch Trägheit herbeigezogene Bedürfnisse treiben zu grossen Ungerechtig-

keiten an. Unter unkultivirten Menschen finden sich immer viele Müssiggänger, die auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkt nach Gefühl, und nicht nach Vorsicht handeln, und sich z. B. nicht von der Stelle bewegen, wenn der Magen voll ist. Ist der Magen leer: so erlaubt es ihre Gemächlichkeit, und Trägheit nicht erst auf eine müheſame Art Nahrung zu suchen; sie wählen das kürzere, und ihnen bequemere Mittel, Andere zu bestehlen, ihnen die Früchte ihrer Arbeitsamkeit zu rauben.

40.

Begierden, die durch keine Kultur des Verstandes, und des Herzens gemässiget sind, sind ungemein heftig, und werden bei geringen Anlässen rasend. Ihre Verbreitung ist schnell, und gleicht einem unbändigen Strome, der alles mit sich fortreißt, was ihm in dem Weg kömmt.

41.

Nehmen wir nun an, die ungesitteten Menschen wären in dieser bestimmten Lage, bei den bestimmten, vielfältigen Anlässen zu Unruhen, Zwistigkeiten, und Ungerechtigkeiten ganz ungebunden, keinem Gesetze, keiner Obergewalt unterworfen; nehmen wir an, sie genössen einige Jahre lang der schrankenlosesten Freyheit; was würde, was müßte aus ihnen werden? — Zügellosigkeit mit allen betrübten Wirkungen müßte unter ihnen einreißen. Der Stärkere würde den Schwächern unterdrücken; entzweyte Familien lägen beständig in blutigem Kampfe gegeneinander; tägliche Diebstähle, Raube, Morde würden jede Art der Sicherheit vertilgen, und die Gewöhnung an ein so barbarisches Leben müßte Menschen in tobende Raubthiere umschaffen, deren Wuth darinn bestünde, sich untereinander aufzureiben. Die ohnmächtigen zerstreuten Haufen, die etwa nicht Opfer der Zügellosigkeit würden, könnten ohne Mühe von jedem auswärtigen Feinde zu Grunde gerichtet, oder in

Skla-

Sklavenfesseln geschmiedet werden. Noch wäre der traurige Fall möglich, daß ein, oder mehrere Tyranen, die sich einen Anhang zu verschaffen wüßten, aus der anarchischen Verwirrung Nutzen für sich zögen, einen unmenschlichen Despotismus gründeten, und die Vortheile der zerrütteten, tief gebeugten Gesellschaft gleich einer erjagten Beute unter sich vertheileten. Die Geschichte bewähret es, daß solche gräßlichen Uebel nur zu gewöhnlich das Schicksal der Zügellosigkeit sind.

42.

Richtet die Zügellosigkeit so viele Uebel an: so muß Einschränkung der Menschen durch weise Gesetze der Uebel Menge mindern. Aber wer soll sie einschränken? — Von Natur hat zwar kein einzelner Mensch das Recht eine Herrschaft über seine Nebenmenschen auszuüben; denn kein Mensch ist mit einem Zeichen des Vorzuges geboren, womit er darthun kann, daß er ein solches Recht habe.

Von Natur sind alle Menschen frey, unabhängig, und haben das Recht frey, und unabhängig zu leben. Allein vernünftige Selbstliebe, der Erhaltungstrieb, mußte ihnen einen Zustand verabscheuenswerth machen, welcher Ungerechtigkeiten jeder Art, den gröbsten Ausbrüchen ungeselliger Leidenschaften Thür, und Thor öffnete, die Menschen verwilderte, und alle Sicherheit der Personen, der Güter, und der Rechte aufhob. Man lernte das Schädliche gänzlicher Ungebundenheit durch traurige Erfahrungen kennen, und natürlich kam es, daß sich der Wunsch regte, minder frey, aber desto glücklicher zu seyn. — Was ist dem Menschen Freyheit ohne Ruhe, und Sicherheit? — was kann ihm ein freyes Leben gelten, das ferne von ungestörten, stillen Freudengenuß, nichts als Scenen der Verwüstung, und des Elends, nichts, als Besorgnisse, Kummer, Schrecknisse, und Gefahren für ihn hat? Kann man wohl ein solches Leben mit Grunde frey nennen? Ich werde weiter unten Gelegenheit haben darüber ausführlicher zu handeln.

43.

Es mußte immer Leute gegeben haben, die das betrübte ihres Zustandes erkannten, und fühlten; die für stille Freuden im Kreise ihrer Familien Sinn hatten; die Menschenkränkung für grosses Unrecht, Menschenbeglückung für Pflicht hielten; die sich zu dem Begriffe, und Wunsche einer friedsamen, gesitteten, glücklichen Gesellschaft erhoben. Die Vernunft half ihnen das Mittel einsehen den glücklicheren Zustand in ihre Gemeinde einzuführen. Sie haben vielleicht den größten Theil der Gesellschaft durch überredende Gründe zu ihrer Absicht gestimmt, und sie von der Nothwendigkeit gewisser Verhaltungsregeln überzeugt, die auf die wahre Wohlfart aller zielten, und darum die gewissenhafteste Befolgung foderten.

44.

Die reizende Aussicht in das Land der Ruhe, und Sicherheit konnten die Meisten be-

bestimmen, ihre schädliche Ungebundenheit mit der Unterwerfung zu vertauschen. — Wie sich die ersten Menschen unterwarfen, auf welche Art die verschiedenen Staaten die erste Verfassung erhielten, in welcher sie uns die Geschichte darstellt; ob sie Einem, oder mehreren Regenten, den Vornehmern, oder Repräsentanten des Volkes unterthänig waren; wird wohl nie ganz ins Helle kommen. Das Dunkel des Ganges der Dinge in der grauen Vorzeit, welches der kärgliche Anbau des Verstandes, die damalige Unwissenheit der Schreibe- und Buchdruckerkunst, und der Mangel der Denkmäler entstehen machte, wird es ewig verhüllt erhalten.

45.

Indessen war es der Gesellschaft durch jede Art der Unterwerfung besser berathen, als durch vollkommene Ungebundenheit. Sie hatte nun Vorschriften, die die Mitglieder nicht übertretten durften, ohne sich einer Strafe auszusetzen; die ungeselligen Leiden-

schaften, Eigennutz, Haß, Raub- und Verfolgungssucht konnten im Zaume gehalten werden; die vielfältigen Gefahren, und Besorgnisse schwanden größtentheils, und des Elends wurde weniger. Die Gesellschaft, die jetzt mit vereinigten Kräften handelte, gelangte zu einem Grade von Ansehen, und Stärke, der die Angriffe auswärtiger Feinde seltener, und wo nicht fruchtlos, doch minder furchtbar machte.

46.

Es ist nunmehr Zeit, daß ich auch einige Arten von Vereinigungen, und Verbindungen, welche Menschen eingegangen haben, ins Licht stelle. Die erste Verbindung der Menschen, in die sie das natürliche Bedürfniß führte, war die häusliche, die Familie. Die Familien unkultivirter Menschen waren eigentlich Horden. Gemeinschaftliche Gefahren, womit sie von auswärtigen Fein-

den bedroht wurden, haben sie wohl öfters auf innerliche Zwistigkeiten vergessen gemacht, und zu der Verbindung geleitet, sich den Angriffen von außen mit vereinigten Kräften zu widersetzen. Die Gesellschaft mehrerer Horden zur gemeinschaftlichen Vertheidigung gegen auswärtige Feinde nennen die Schriftsteller die anarchische Gesellschaft. Der Zweck ihrer Vereinigung ist die Abtreibung der Angriffe von außen. An diesen Zweck nur ist die anarchische Gesellschaft gebunden; außer diesem ist sie unabhängig, gleich, ohne eine Obergewalt. Es geschah wohl, daß sich mancher bei Gelegenheit der Feldzüge gegen die Feinde, durch tapfere, herzhafte Angriffe derselben vorzüglich auszeichnete, und sich Ansehen, und Vertrauen bei den Uebrigen erwarb. Allein dieses Ansehen, und Vertrauen gründete ihm noch keine Oberherrschaft, und konnte die Horden nur bestimmen, ihn bei einen Zuge gegen die Feinde zum Führer zu wählen, und sich ihm in so ferne zu subordiniren, als er Anstalten zur Vertheidigung anordnete.*)

*) Die politischen Schriftsteller legen auch einem

ver-

verwirrten Zustande des Staates den Namen Anarchie bei, und nennen die Verwirrungen anarchische Verwirrungen.

47.

Wie sich der Zweck der Gesellschaft weiter ausdehnte, und nicht blos Sicherheit vor auswärtigen Feinden, sondern auch innere Sicherheit, Ruhe, Ordnung, Bequemlichkeit des Lebens, und Genuß des Vergnügens in sich faßte; war es nothwendig sich einer Oberherrschaft zu unterwerfen, die mit der gehörigen Einsicht, und Weisheit begabt, die besten Anstalten, und Maaßregeln zur Erreichung dieses vielumfassenden Zweckes zu treffen fähig seyn, und mit der erforderlichen Macht, sie ins Werk zu setzen, versehen seyn mußte.

48.

Diese Vereinigung mehrerer freyer Menschen, die sich ihrer Sicherheit, und übrigen

Wohlfarth wegen einer gemeinschaftlichen Obergewalt unter gewissen Gesetzen unterworfen haben, heißt: Staat, bürgerliche Gesellschaft. Ist die Obergewalt in den Händen einer einzigen Person: so ist der Staat monarchisch. Wird die Oberherrschaft wenigen Edeln aus dem Volke zu Theil; so ist der Staat aristokratisch, und demokratisch ist er, wenn die Oberherrschaft dem grössern Theile des Volkes zustehet, so, daß die Stimmenmehrheit entscheidet.

Nach dem, was ich voraus geschickt habe, waren die Menschen natürlicher Weise verbunden, sich in eine bürgerliche Gesellschaft zu begeben. Denn vermöge der natürlichen Selbstliebe ist der Mensch verbunden, seine wahre Wohlfarth zu gründen, und zu befördern; zur Wohlfarth gehört Sicherheit des Lebens, der Güter, und Rechte; diese Sicherheit aber wird erst durch die bürgerliche Verfassung bewirkt.

49.

49.

Wir sind von ungesitteten, wilden, außer Staaten lebenden Menschen, in Staaten, in ordentlich eingerichtete bürgerliche Gesellschaften gekommen. Und so befinden wir uns auf einmal in einer neuen Welt, wo wir alles in ganz andern Gestalten sehen, wo sich uns ganz andere Verhältnisse, andere Verbindungen, eine andere Lebensart, ganz andere Menschen zeigen.

50.

Sind aus Staaten, die die Wohlthat der Gesetze genießen, alle Ursachen, und Anlässe der Ungerechtigkeiten und des Verderbens gebannt worden? — Wir wollen sehen: einmal sind die Verirrungen des Verstandes, und des menschlichen Herzens noch in keinem Staate getilgt worden; ungesellige, verderbliche Leidenschaften, Haß, Feindseligkeiten, Verfolgungssucht, Eigennutz, Geiz, Neigung zur Intrigue, und Verhetzungen haben

die Menschen auch in den Staat herüberge-
bracht; die Anschläge zur Untergrabung der
Wohlfarth anderer, die Ränke, Kabalen sind
in dem Staate zusammengesetzter, feiner ge-
sponnen, raffinirter. Dann sind die Anlässe
zum Ausbruche, und Unterhaltung verderbli-
cher Leidenschaften in dem Maaße vermehret
worden, in dem die Erfindsamkeit des Men-
schen gestiegen, und sein Wirkungskreis ange-
wachsen ist. „ In eben dem Verhältnisse,
„ sagt ein geschätzter Schriftsteller Deutsch-
„ lands, in dem sich der Wirkungskreis des
„ Menschen vergrössert, vervielfältigen sich
„ auch die Güter, die der Gegenstand seiner
„ Begierden sind. Er lernet mehrere kennen,
„ und mehrere schaffen. Er wird mit den
„ Produkten des Meeresgrundes, des Einge-
„ weides der Erde, und des entferntesten Er-
„ denwinkels bekannt, schleppt sie zusammen,
„ verbindet sie auf mannigfaltige Art, und
„ so entstehen von Jahr zu Jahr neue Nah-
„ rungsmittel, neuer Putz, neue Kleidungen,
„ neues Hausgeräthe, neue Beförderungsmit-
„ tel der Bequemlichkeit, und neue Arten die

„ Sinne

„ Sinne zu kützeln. “ — Der Besitz vieles Geldes wird in Staaten sehr wichtig. Das Geld stellt alle möglichen Waaren vor, und kann alle Begierden am geschwindesten, und leichtesten befriedigen. Mit dem Gelde kann man sich nicht nur das, was man zur Erhaltung des Lebens, und Anschaffung der Bequemlichkeiten bedarf, sondern auch alles, was weichliche Gemächlichkeit, Lüsternheit, Thorheit und Stolz der Menschen zum Bedürfnisse gemacht haben, verschaffen. Man jagt daher leidenschaftlich nach Reichthum, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Mittel, die man selben zu erlangen, ergreift, auch gerecht seyn. Mit dem Reichthume wird Uippigkeit, Schwelgerey, Wollust, Luxus eingeführt. Wird man in die sinnlichen Freuden, die man sich auf dem Wege dieser, und anderer damit verwandten Laster schafft, eingelullt, so wird der Verstand vollends betäubt, das Herz allen edlen Empfindungen verschlossen; jede Tugend ausgerottet; jeder Nerve des Patriotismus, und der Nationalzuneigung abgespannt, und jedes Laster genährt. In der That; man muß, wenn

man

man nachdenkt, über die Unermeßlichkeit von Anlässen erstaunen, die in Staaten Menschen zum Verderben ihrer Mitmenschen verführen.

51.

Ueberall also außer den Staaten, und in Staaten ist der Mensch der schädlichsten Ausartungen fähig, überall aufgelegt Noth, und Elend anzurichten, und in Staaten sind die Anlässe dazu weit häufiger, die Quellen des Leidens also vielfältiger.

52.

Und doch sollten die Menschen in Staaten glücklicher, als in Horden leben? — Allerdings. Wir haben im Staate eine Obergewalt, welcher wirksame, und nachdrückliche Mittel zu Gebothe stehen, den unruhigen, verderblichen Leidenschaften vorzubauen, ihre Ausbrüche im Zaume zu halten; (zu dämmen) Ruhe, Ordnung, Sicherheit, mit einem Worte, Bürgerglück einzuführen, und sie muß diese

se Mittel nicht minder des allgemeinen bürgerlichen, als ihres eigenen Wohls willen benutzen, und möglichst wirksam zu machen streben.

53.

Nehmen wir nun auf einen Augenblick an, die Bande, die die Glieder eines Staates an ihre Obergewalt, und durch selbe untereinander festhalten, werden auf einmal aufgelöst, und allen Bürgern die vollkommenste Ungebundenheit verschaffet; was wird, was muß aus dem plötzlich aufgelösten Staate werden? — In unförmliche Haufen von Menschen wird er sich theilen, deren jeder ohne Einigkeit, ohne Regelmässigkeit, und Ordnung handeln wird; Partheyen werden gegen Partheyen aufstehen, und eine der andern die Durchsetzung ihrer Absichten erschweren, wo nicht unmöglich machen. Kein Zaum wird einzelne zurückhalten nach irrigen Begriffen, und schädlichen Vorurtheilen, nach unrichtigen Gefühlen, und verderblichen Leidenschaften, nach Eigennutz, und Selbstsucht zu leben. Dabei muß

noth-

nothwendig einer dem andern in den Weg treten, einer des andern Absichten zernichten, und ein schrecklicher, innerlicher Krieg Aller gegen Alle muß sich auf diese Art entspinnen. Man überdenke noch einmal alles in vorigen Abschnitten Gesagte, überlege besonders die in Staaten ungemein vermehrten Anlässe zu allen Arten des Verderbens, und man wird vor dem Gedanken einer plötzlichen Auflösung der Bande des Staates zurückschaudern, und irrende Horden, die nie die Wohlthat der Gesetze genossen haben, gegen die Horden eines plötzlich aufgelösten Staates glücklich preisen.

54.

Nehmen wir über dieß an, es werde dem Volke mit einer Art von Begeisterung beigebracht, von ihm gehe alle Herrschergewalt aus, die es unter willkührlichen Bedingungen vergeben, und ausüben lassen könne; nehmen wir an, man bringe das allen Gliedern des aufgelösten Staatskörpers überhaupt bei, ohne vorhergehende Vorbereitung und Bildung,

ja selbst ohne alle Empfänglichkeit, und Verdauungskraft; was muß die Folge davon seyn? — Ich denke, man bringe dem Volke die unverdaulichste Maxime bei, die ihm nothwendig Schwindel verursachen, sein Blut in Flammen jagen, das Gehirn verwirren, und endlich verheerende Wuth nach sich ziehen muß.

55.

Preisen wir uns daher glücklich, daß wir in geordneten Staaten leben, in denen die erforderliche Macht da ist, jedes glimmende Uebel, das der bürgerlichen Gesellschaft Unheil droht, zu ersticken, jede angehende Verwirrung der Anarchie von ihren Gränzen zu entfernen, Sicherheit der Personen, der Güter, und der Rechte handzuhaben, und dauerhafte, festgegründete Ruhe, und Zufriedenheit einzuführen.

56.

Aber wie muß diese vielvermögende Macht wirken? Ist blos Zwang von ihrer, und blinder Gehorsam von der andern Seite das grosse Mittel, das sie zur Erreichung ihrer Absichten in Bewegung setzen muß? — oder muß sie dazu vorzüglich moralische Triebfedern anlegen? — Der Gegenstand der leitenden Gewalt ist der Mensch, ein freyes, selbstthätiges, vernünftiges, an Vollkommenheit ins Unendliche fortschreitendes Wesen. Sollte ihn nur Zwang leiten müssen; so müßte er seiner erhabenen Natur entkleidet, zur Maschine herabsinken, und er wäre dann die wahre Marionette eines höhern Wesens, die hienieden zu seiner Lust spielete, bis es ihm gefiele, den Vorhang fallen zu lassen. — Weg also mit dem ungereimten, unnatürlichen Zwange, den selbst ein aufgeblähter Thor, der sich für eine irrdische Gottheit hält, nur träumen, nie im Ernste behaupten kann.

57.

Will man einen bestimmten Baum zu Kraft, Gedeihen, und zur möglichsten Vollkommenheit bringen, so muß man ihn nach seiner besondern Beschaffenheit behandeln. So verhält es sich mit dem Menschen. Die Obergewalt kann also nicht willkührlich handeln; sie wird von der Natur des Menschen zu einer solchen Leitung angewiesen, die selbe fodert. Findet nun die Obergewalt solche Triebfedern zur Leitung, die treu der Natur des Menschen abgenommen sind, und ihr darum auf das genaueste entsprechen, denen der Mensch mit Ueberzeugung von ihrem Werthe, und Nutzbarkeit folgt; die ihn von Zeit zu Zeit zu höhern Stufen der Vollkommenheit führen; so hat sie das wahre Mittel gefunden, das freye, selbstthätige, vernünftige, immer nach höherer Vollkommenheit strebende Wesen zu den beßten, und nüzlichsten Absichten zu leiten.

58.

Untersuchen wir die Natur des Menschen, seine Kräfte, und Fähigkeiten, Anlagen, Neigungen, und Triebe, und wir werden darüber bald ins Helle kommen. Der Mensch hat Verstand; er kann sich deutliche Vorstellungen der Dinge machen. Man brauche diese seine Kraft, ihn vor schädlichen Irrthümern zu schützen, ihm richtige, wahre Begriffe zu verschaffen; ihn über den Werth, und Unwerth der Dinge aufzuklären, ihm ihre Brauchbarkeit, Nutzbarkeit, oder Schädlichkeit einleuchtend zu machen.

Er hat Vernunft, d. h. das Vermögen, Ursachen, und Wirkungen deutlich einzusehen. Man vervollkommne dieses Vermögen durch fleißige Uebung; lehre den Menschen die natürliche Entstehung so vieler Uebel, die die Wohlfarth der Menschheit untergraben, und zeige ihm auch die Quellen wahrer, und dauerhafter Glückseligkeit an.

Der Mensch hat die Fähigkeit die natürlichen Verhältnisse der Dinge aufzufinden. Man pflege und bearbeite diese seine Fähigkeit mit unermüdetem Fleiße, und man wird die Frucht genießen, ihn zur genauesten, richtigsten Kenntniß der natürlichen Gesetze geführt zu haben. — So einer Leitung wird der geschäftige, selbstthätige, nach höherer Vollkommenheit strebende Mensch willig folgen; denn er folget, indem er es thut, dem Aufrufe seiner eigenen Natur.

Wie viel hat man nicht geleistet, wenn man den Verstand des Menschen auf die angezeigte Art aufgehellt, seine Denkungsart veredelt hat? man hat die sicherste Anlage zu den beßten, schönsten Handlungen gegründet

Wenn man überdieß die Triebe des Menschen, besonders den Trieb der vernünftigen Selbstliebe, den Trieb des Mitgefühls, und der allgemeinen Menschenliebe zweckmässig aufregt, und entwickelt; so werden seine Kräfte, indem sie dadurch die gemeinnützigste Thätigkeit erlangen, auf die wirk-

sam-

samste Art zu dem Ziele des allgemeinen Menschenwohls hingeleitet. Dahin sollen alle Anstalten der leitenden Obergewalt abzwecken, wenn man anders den bedeutendesten Winken der menschlichen Natur nicht zuwider handeln soll.

Also Bildung des Verstandes, und des Herzens, kurz, Veredlung des Menschen wäre höchster Zweck der leitenden Gewalt. Die Leitung zu diesem Zwecke nenne ich eine moralische Leitung, und die Triebfedern, die man, um sie in Gang zu bringen, anlegen muß, moralische Triebfedern.

59.

Die moralische Leitung der bürgerlichen Gesellschaft wird die mannigfältigen Anlässe zu Entzweyungen, Streitigkeiten, und Unordnungen sehr mindern, die verheerenden Leidenschaften selbstsüchtiger, eigennütziger Bösewichte grossentheils ausrotten, oder we-

nigstens schwächen, und nach und nach gesellige Tugenden an ihre Stelle einführen.

60.

Wenn wir uns eine leitende Obergewalt denken, sehen wir zugleich ein, daß sie einen Vortheil in den Händen hat, der außer Staaten gar nicht denkbar ist. Sie kann nämlich jene Grundlagen, und Triebe des Menschen vorzüglich bearbeiten, und zu der gehörigen Stärke heranziehen, in deren Befriedigung der gebildete Mensch schon für sich die größte Seligkeit, und die Obergewalt das leichteste, und zugleich unfehlbar wirksame Mittel findet, ihr Ziel zu erreichen; in der That, ein sehr wichtiger Vortheil, von dem, wenn er gehörig gebraucht wird, alle Leitungsanstalten keinen andern, als den glücklichsten Erfolg haben können.

61.

Und welche sind jene Triebe, deren Aufregung, und Bearbeitung so mächtig, und

so

so wohlthätig wirken muß? — Einer ist es, den man sich als den Inbegriff vieler anderer denken kann; es ist der Trieb der Liebe, und des thätigen Wohlwollens.

62.

Daß in der Befriedigung des Triebes der Liebe die größte Seligkeit des Menschen beruhe, und daß die Verbreitung thätiger Menschenliebe der Obergewalt das leichteste, und unfehlbar wirksame Mittel an die Hand gebe, Menschen zu veredeln, und glücklich zu machen, liegt mir nun zu beweisen ob. Ich will hierüber die Worte eines allgemein bekannten Schriftstellers anführen, die den vollesten, und kräftigsten Beweis enthalten.

1.) „Wozu Gott dem Menschen die mei„ste Anlage, und den stärksten Naturtrieb „gab, und was er ihm zum höchsten Bedürf„nisse machte, das muß des Menschen höch„ste Bestimmung, seine größte Vollkommen„heit, und die reichste Quelle seiner Glück-

„selig-

„seligkeit seyn. — Nun aber hat der Mensch
„zum Genuß der Freuden, welche ihm je-
„der Beitrag zur Freude, und Zufrieden-
„heit anderer Menschen verschafft, die meiste
„Anlage; denn was sollten ihm jene Werk-
„zeuge, Glieder, und Kräfte, wenn es
„bloß seine Bestimmung war zu essen, und
„zu vegetiren? — Diese Freuden der Liebe
„sind sein stärkester Trieb. Denn, was ist
„unwiderstehlicher, und unwillkührlicher im
„unverdorbenen Menschen, als Mitleid beim
„Anblick des Elends, und Mitfreude beim
„Anblick fröhlicher, und vornehmlich durch
„ihn selbst fröhlich gemachter Geschöpfe?
„Diese Freuden sind zugleich sein größtes
„Bedürfniß, indem ihn Gott arm, und
„liebebedürftig auf die Welt setzt, und
„noch als Mann in einem Zustande läßt,
„wo er keinen Tag leben kann, ohne daß
„tausend Köpfe, und Hände für ihn (für
„seine Kleidung, Nahrung, Wohnung,
„Pflege, Belehrung, u. s. w.) geschäftig
„sind, und eben dadurch seine gegenseitige
„Wirksamkeit, und Liebe heischen; also —
„muß

„muß Liebe nach Gottes Absicht die wahre „Vollkommenheit des Menschen, und die „reichste Quelle seiner Seligkeit seyn. —"

„Die Liebe, sagt der nämliche Schrift„steller in einem andern seiner Werke, ist er„ster, stärkster, allgemeinster Trieb der Na„tur. Sie muß also ja schon als Befriedi„gung des regsten Naturtriebes die vollkom„menste Freude seyn. Sehet den Säugling, „was in ihm zuerst, was am stärksten sich „regt, sobald er die Augen öffnet. Sehet, „wie er seine Blicke liebevoll auf die Mutter „häftet; wie er, sobald sein Instinkt ge„stillt ist, nur diese Liebe fühlt; wie der dü„stere Blick der Mutter ihn empfindlich, wie „der freundliche, liebekündende Blick ihn zu„frieden stellt. Sehet den Menschen durchs „ganze Leben. Fühlt er nicht bei jedem An„blick des Leidens Mitleid? Fühlt er nicht „beim Erblicken froher Menschen theilneh„mende Freude? Selbst gegen die Thiere „empfindet der Mensch Beides. Nur Er„ziehung, Beispiele, und rasende Grundsätze

„konn-

„konnten dieß Naturgefühl der Liebe in man-„chem Menschen schwächen, in keinem aus-„tilgen.“

„Fraget die Erfahrung. Ist nicht Liebe „vollkommenster Freudegenuß? Ist's euch „nicht, wenn ihr auch nur an einem Orte „seyd, wo fröhliche Menschen sind, als ob „ihr euere Sorgen vergässet, und zur Freude „gestimmt würdet? — Und was empfindet ihr „erst dann, wenn ihr selbst Freude machet? „Ist's euch nicht Wonnegefühl, wenn ihr „in Gesellschaft durch euere gute Laune, durch „euere Scherze eure Mitmenschen aufgemun-„tert sehet, oder durch euere Gefälligkeit „ein recht freundliches Gesicht hervorbringet? „Ist's euch nicht Freudegenuß, wenn ihr „in euerem Hause euere Kinder durch Klei-„nigkeiten, oft durch einen einzigen freund-„lichen Blick vergnügt machen, und sie um „euch herum hüpfen sehet, oder, wenn ihr „euere Dienstboten, und Untergebenen durch „Güte, Schonung, kleine Belohnungen recht „sichtbar fröhlich gemacht habt? Ist's euch

„nicht

„nicht Freudegefühl, wenn ihr in euerem
„Geschäftskreise diejenigen, für die ihr ar-
„beitet, mit eueren Arbeiten zufrieden sehet,
„so, daß sie Freude daran haben, euch loben,
„euch recht herzlich dafür danken? Ist's euch
„nicht Freude, wenn an euerem Tische eue-
„ren Leuten, oder eueren Gästen es so recht
„herzlich schmeckt, und ihr sie durch euere
„Veranstaltung vergnügt erblicket? Und wel-
„che Seligkeit empfindet ihr erst dann, wenn
„ihr Leidende erfreuen, wenn ihr Thränen
„trocknen, wenn ihr Trost, und Ruhe in
„ein jammerndes Herz zurückbringen konn-
„tet? — wenn ein Unglücklicher, den ihr
„vielleicht durch eine geringe Hilfe aufrich-
„tetet, euch die Hände drückt, und dankt;
„wenn ihr in seinem Angesichte die Freuden
„der Rettung leset, die ihr schuffet; wenn
„ihr es euch denket, wie er nach Hause
„kömmt, seinen schmachtenden Kindern Brod
„und Trost bringt, wie er ihnen eure Na-
„men nennt; wie er feurig seine Blicke zu
„Gott aufhebt, und ihn flehet, daß er euch
„dafür segne."

„2.)

„2.) Was die Summe der allgemeinen „Glückseligkeit auf den höchsten Grad brin„gen würde, das muß die höchste Vollkom„menheit, das muß des Menschen höchste „Bestimmung seyn. Nun aber ist es offen„bar, daß wir alle, so zu sagen, den Him„mel auf der Welt haben würden, wenn „alle Menschen das Naturgesetz der Liebe „zum Prinzip ihrer Handlungen machten, „und wenn jeder dem andern auch nur so „viel Gutes erzeugte, so viel Leiden ersparte, „als er ohne seinem eigenen Schaden thun „kann; also —

3.) „Wenn die Liebe auch jetzt schon, da „die Welt noch nicht durch eine zweckmässige „Erziehung vervollkommnet ist — noch nicht „die Liebe zum höchsten Prinzip ihres Den„kens, und Wollens gemacht hat, jeden „einzelnen Menschen, der von ihr belebt ist, „unmittelbar glücklich macht; so muß die „Liebe der Mittelpunkt der ganzen Glückse„ligkeitslehre seyn: nun aber lehrt das die „Erfahrung; denn — die Freuden der

„Liebe,

„Liebe, ich meine die Freuden des Wohl-
„thuns, und Nützlichwerdens sind unter al-
„len Menschenfreuden a) die süssesten in der
„Empfindung. Und das kann jeder gewahr
„werden, der unpartheyisch sich prüfen will,
„ob ihm z. B. bei der beßten Mahlzeit so
„wohl war, als bei einer edeln That, die
„in das Angesicht eines Unglücklichen Freu-
„de, und Ruhe zurückbrachte, oder ob die
„Empfindung, welche ihm der Abend eines
„mit nützlichen Geschäften vollbrachten Ta-
„ges verschaffte, nicht süsser, und erqui-
„ckender ihm war, als die Empfindung, wel-
„che ein mit Zeitvertreib, und Spiel ange-
„füllter Tag in seiner Seele zurückließ. Die
„Freuden der Liebe sind b) die reinsten, —
„ohne Zumischung des Thierischen, und oh-
„ne Begleitung der Gefahr, (durch Unmäs-
„sigkeit, Verführung, Beispiel) die Sum-
„me der Glückseligkeit zu vermindern. Sie
„sind c) die dauerhaftesten, weil der Mensch
„sie immer haben kann, — weil ihre Folgen
„fortdauern — weil endlich auch ihre Em-
„pfindung fortdauert; denn das Vergnügen

„z. B.

„z. B. der beßten Mahlzeit ist mit der Mahl-
„zeit vorüber; hingegen das Vergnügen, das
„eine gute That, eine Aeußerung der
„Menschenliebe gewährt, bleibt immer, und
„wird bei jeder Erinnerung an dieselbe von
„neuem empfunden. — Sie sind d) die edel-
„sten, weil sie die meiste Geisteskultur vor-
„aussetzen, und den gebildeten Menschen
„vom rohen, und verwilderten Menschen,
„und — vom Thiere unterscheiden. — Sie
„sind endlich e) die vollkommensten Freu-
„den des menschlichen Lebens, indem sie a) alle
„übrigen Menschenfreuden verdoppeln; denn
„der Menschenfreund findet jede Mahlzeit, je-
„den einzelnen Freudegenuß zweyfach schmack-
„haft, wenn er ihn mit den Gegenständen
„seiner Liebe gemein machen kann; indem
„sie b) ihn gleichsam zum Herrn der Welt
„machen, weil ihm alles, was die Erde
„Schönes hat, schon dadurch Freude macht,
„(folglich sein wird) wenn er sieht, daß
„andere darüber sich freuen; indem sie c) die
„seiner Glückseligkeit gefährlichsten Krankhei-
„ten verhüten, oder heilen; ich meine Neid,

„Haß,

„Haß, Zwietracht, Gewinnsucht u. s. w.; „indem sie endlich d) ihn der Gottheit näher „bringen, ihn zu ihrem Ebenbilde machen, „ihn mit dem höchsten Wesen zu gleichen „Zwecken, und Gesinnungen vereinigen, und „(vermittelst des Bewußtseyns dieser Aehn„lichkeit mit Gott) unaussprechliche Freuden „des Genusses, und der Hoffnung über sein „Leben verbreiten. — Dieß alles, sage ich, „lehret die Erfahrung; also (schließt die „Vernunft) muß Menschenliebe die höchste „Stufe der Veredlung, und Vervollkomm„nung seyn, auf welche der Mensch hienie„den gelangen kann; also muß Liebe hier, „und dort Urquelle aller Seligkeit, folglich „der erste Grundsatz der Glückseligkeitslehre „seyn."

63.

Und hiemit dächte ich, wäre es hinlänglich erwiesen, daß der gebildete Mensch in der Befriedigung des Triebes der Liebe, und des thätigen Wohlwollens die größte Selig-

keit

keit finde. Ist aber dieses erwiesen; so folget das Zweyte, daß die Bildung zur Liebe der leitenden Obergewalt das leichteste, und zugleich unfehlbar wirksame Mittel an die Hand gebe, die Bürger zu veredeln, und zu beglücken, von selbst daraus. Denn die Liebe verbreitet vermöge ihrer Natur, indem sie jeden einzelnen Menschen, den sie belebt, glücklich macht, zugleich allgemeines Wohlseyn, weil jeder nur in dem Maße der Seligkeiten der Liebe genießt, in welchem er zum Wohlseyn Anderer beiträgt. Da allgemeines Wohlergehen der Bürger, Zweck der leitenden Obergewalt ist; so muß es nicht minder Bildung zur Liebe, als die Quelle davon seyn. Daraus erhellet es, daß Liebe, wie das sanfteste, so auch das sicherste, und festeste Band der Mitglieder einer grossen bürgerlichen Gesellschaft sey.

64.

„Alle Thätigkeiten des Menschen, sagt „ferner der angeführte Schriftsteller, gewäh-

„ren

„ren nur dann erst wahre, volle Freude, „wenn sie der Mensch in Beziehung auf an„derer vernünftiger Wesen Wunsch, oder „beifälliges Urtheil sich denkt; — alles, was „wir sind, und haben, und besitzen, unser „Geld, unsere Güter, unsere Sitten, un„sere Talente, unsere Geschicklichkeiten; „die Wahrheit selbst, als das höchste Klei„nod der Menschheit hat nur alsdann erst „Werth für den Menschen, schafft ihm nur „dann erst Vergnügen, wenn er diese Gü„ter mittheilen, wenn er Anderer Wohlge„fallen damit erlangen kann."

„Darinn allein bestehet das ganze Re„sultat der Kultur des Menschen, daß er in „der Liebe, d: h: in der Vorstellung der von „ihm bewirkten Freude, und Zufriedenheit „Anderer, seine eigene, und höchste Freude „finden lerne; — daß ihm keine Freude schmack„haft sey ohne Mitgenuß; — daß er alles „thue um wohl zu thun; — daß er alles lerne „um zu nutzen; — daß er nach allem strebe, „was genießbar ist, (Geld, Ehre, u. s. „w.)

„w.) um es mitzutheilen, und genießen zu „lassen; — daß Wohlthun, und Nützlichwer„den sein größter Stolz, seine süsseste Ru„he sey; — daß er nichts schön, werth, „und schätzbar finde, als, was Freude, und „Wohlgefallen schafft; daß er sich selbst kei„nen Werth beilege, als der sich auf die „Summe der Beiträge gründet, die er zur „Glückseligkeit der Menschheit liefert; — daß „er den Grundsatz: thu allen Menschen so „viel Gutes, als du ihnen ohne deinen ei„genen, und höhern Schaden thun kannst, „und erspare ihnen alle Leiden, die du ih„nen, ohne dir selbst Leiden zu verursachen, „ersparen kannst, zum höchsten Grundsatze „seines Lebens mache; — daß ihm Durst „nach den Freuden des Freudenmachens, und „Furcht vor Zerstörungen der Freude, und „Ruhe seiner Mitmenschen eben so zum Vor„urtheile, zur andern Natur werde, wie den „Kindern die Sucht der Nachahmung der „Erwachsenen, und die Furcht vor Gespen„stern zum Vorurtheil, zur andern Natur zu „werden pflegt. — "

„Diese

„Diese Kultur, diese Veredlung, und „Vervollkommnung des Menschen, diese Bil„dung zur Liebe soll der Zweck des Erziehers „seyn;“ und muß nach meiner Einsicht auch der Zweck der Obergewalt im Staate bei der Leitung desselben seyn: auf welchen alle öffentlichen Anstalten ihre Richtung erhalten sollen.

„In dieser Kultur bestehet die wahre „Reform der Menschheit. Käme es in der „Welt dahin, daß Erziehung, und Volks„religion auf diesen Zweck ihre Richtung er„hielten, daß beide auf diesen Zweck gestim„met, beide nur für diesen Zweck eingerich„tet würden; so würde die Menschheit auf „die höchste Stufe der möglichen Vollkom„menheit gelangen.“

65.

Diese glückliche Stimmung setzt, wie ich schon oben angezeigt habe, Bildung des Verstandes voraus. Man gebe also den Fähigkeiten des Menschen die seinem Zustan-

de angemessene, möglichste Ausbildung; man helle seinen Verstand über sein eigenes, und das allgemeine Wohl recht auf, bereichere ihn mit einem Schatze deutlicher, richtiger, wahrer, und lebhafter Vorstellungen. Die Erfahrung lehret es, daß von Vorstellungen Wünsche, Neigungen, und Entschließungen erzeugt, ja selbst Leidenschaften entzündet werden, wenn jene lebhaft, und kräftig genug sind; wie wichtig ist also die Bildung des Verstandes durch Vorstellungen! Man gewöhne den Menschen ans Beobachten, und Nachdenken, erwecke in ihm Lust dazu, indem man ihm zeigt, daß sich dem nachdenkenden Beobachter die Welt in einer ganz andern, weit schönern, und reizendern Gestalt, als dem trägen, rohen Menschen, der alles mit einer dumpfen Fühllosigkeit übergeht, darstellt. So wird man nicht nur allein Müssigang, Gedankenlosigkeit, dumpfen Geistesschlaf vertilgen, und reichhaltige Quellen des Verderbens verstopfen; sondern auch die Kräfte des Menschen auf eine seiner hohen Natur würdige, und nützliche Art in Thätigkeit bringen.

Man mache den Menschen ferner so genau, als möglich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen er lebt, bekannt, damit er die daraus fließenden Verhaltungsregeln, und Gesetze kennen lerne. Dann endlich pflege man den so schon rege gewordenen Instinkt der Liebe, und des Wohlwollens durch die schicklichsten Mittel. —

66.

Zur Erreichung dieser grossen Absichten hat die leitende Gewalt darauf zu sehen, daß geschickte Organe, tüchtige Privat — und öffentliche Erzieher, brave Volkslehrer gebildet werden, die von gleichen Grundsätzen geleitet, von gleichen Gesinnungen belebt alle auf den nämlichen Punkt durch die wirksamsten Mittel hin arbeiten können. Und darauf soll die Obergewalt standhaft, und fest halten, ohne sich von eigennützigen Vorurtheilen, von religieusen Fanatismus, und von selbstsüchtigen Thoren, die nichts, als ihren Uiberfluß im Auge haben, und Millionen Men-

schen keiner Aufmerksamkeit werth achten, einen Augenblick irre machen zu lassen. Ihr Zweck ist einmal gut, ihr Zweck ist allgemeine Liebe, allgemeines Wohlergehen, der höchste, Menschen erreichbare Grad der Vollkommenheit, und Veredlung, und wer kann ein gegründetes Recht haben, sie auf der rühmlichen Laufbahn zu diesem Zwecke aufzuhalten. — O Fürsten! arbeitet unausgesetzt zu diesem grossen Ziele, und ihr werdet den Grund zu einer Nachkommenschaft legen, die euere Gebeine aus den Gräbern hervorziehen, an die Altäre stellen, und euch als die Beglücker der Menschheit verehren wird.

67.

Glückliche Staaten werden sich erheben — o, überglückliche Staaten! — Da wird kein Edelmann den Schweiß des Landmannes mit räuberischen Händen an sich reißen, und aus bloßem Uibermuth, zum Hohn der Armen, an einem Tage den Werth von einigen Jochen Acker verzehren; kein Gutsherr

wird

wird dem erschöpften, seufzenden Arbeitsmann in den gebeugten Nacken treten: aber auch kein Landmann wird mit ungelehriger Wildheit, und Starrsinn die Pflichten zu leisten sich weigern, die er seiner Obrigkeit schuldig ist. Da werden die Richter keine bezahlten Urtheile fällen, die Unvermögenden nicht in den Staub treten, und zur Verzweiflung treiben. Kein Hochtrabender; spröder, kleinherziger Menschenschlag wird da dummstolz auf seine Mitmenschen, Mitbrüder von Natur, herabsehen, sich von ihnen isoliren, und isolirt leben in verderbtem Gefühle eingebildeter Hohheit. Da wird man keinen Adel mit zusammengeschrumpften Herzen kennen, der von zufälligen Vorzügen betäubt in der vollen Meinung lebete, gemeinere Menschen — müssen sichs zur Gnade rechnen, wenn sie in dem Abglanze seiner Herrlichkeit zu stehen den Zufall hätten. Ungeheuer mit menschlichen Gestalten, und grausamen Tigerherzen, die ihren Vorurtheilen, ihrer Habsucht, oder religieusen Fanatismus viele Tausende unschuldiger Menschen

als

als Opfer schlachteten, wird man sich in den Staaten guter, durch Liebe aneinander geknüpfter Menschen nicht mehr denken können. Scheiterhaufen grausamer Inquisitionen, von denen das Blut mehrerer hundert tausend Unglücklicher zum Himmel dampfte; Bartholomäusnächte, und sicilianische Vespern, zu deren Feyer Leute, die sich Diener der ächten Religion nannten, die Schlachtmesser einsegneten, werden vor den Augen liebender Menschen die historische Wahrscheinlichkeit verlieren, und als Fabeln der Vorzeit erscheinen. — Der Wahrheit, dem Verdienste, dem Edelmuthe, der Seelengrösse, und allen gesellschaftlichen Tugenden wird man ihren eigenthümlichen Werth zugestehen, ohne Unterschied, wo sie gefunden werden. Die wahre Würde des Menschen wird sich zu ihrer natürlichen Höhe ohne ein Hinderniß, das sie niederzudrücken vermöchte, empor schwingen. Brauchbare Wissenschaft, und gemeinnützige Thätigkeit wird adeln. Der Diener der Religion wird Sanftmuth, und Liebe zum Mittelpunkte seiner Lehre machen, und der Geist

Jesu,

Jesu, unsers grossen Religionsstifters, der nichts, als Liebe athmete, wird sichtbar, mitten unter den Menschen wandeln. Welch eine Aussicht öffnet sich unsern Blicken! welch selige Gefilde besserer Zukunft erheben sich vor unsern Augen! Wer, meine Mitbürger! gäbe nicht gerne sein halbes Leben hin, wenn er durch sein Bestreben einen entscheidenden Beitrag liefern könnte, diese Erde in einen Schauplatz der Liebe, und des Wohlwollens umzuschaffen. —

68.

Aber ich verliere mich wieder. — Wie leicht verliert man sich in Wünschen von Seligkeiten, in Wünschen eines irrdischen Himmels! — — Ich sehe wohl, diesen irrdischen Himmel werden sich die Menschen niemals schaffen. Denn einmal: erwachsene Menschen handeln so steif, und fest nach gewissen, angenommenen Grundsätzen, und Gewohnheiten, die sich, durch die Macht der Zeit, so zu sagen, schon in ihre Natur verwebt haben,

ben, daß an ihre vollkommene Umschaffung gar nicht zn denken ist. Was die Erziehung vieler Jahre (ich verstehe darunter die Erziehung im ausgedehntesten Verstande des Wortes mit dem Einflusse aller, der verschiedensten Umstände, Lagen, Verbindungen, und Situationen) aus ihnen gemacht hat, das können Vorstellungen, Beredungen, Worte, die das einzige Mittel sind, ihnen beizukommen, nicht austilgen. Dann: wenn sie auch die Wahrheit, und den Nachdruck der Beredungen erkennen, und empfinden; so halten sie doch ihre ungeänderten Verhältnisse, Verbindungen, und die Abhängigkeit von selben an ihre angenommene Lebensart fest. —

69.

Also müßte man die Kultur bei Kindern anfangen, und sich begnügen, mit ihrer Ausbildung den Grund zu einer glücklichern Nachkommenschaft gelegt zu haben. Aber wird es mit dieser Ausbildung so leicht gehen? — Auch da zeigen sich grosse Schwierigkeiten. Man

kann

kann Kindern die beßten Grundsätze beigebracht, in ihnen Gefühl für die besten Gesinnungen erweckt haben, und sie werden denselben doch entgegen handeln; denn sie leben unter erwachsenen Menschen, hängen von erwachsenen Menschen ab, die sie ganz anders handeln, und doch nach ihrer Art Vergnügen, und Glückseligkeit genießen sehen. Es ist nicht leicht, daß der junge biegsame Mensch bei allen Reizungen, die er von innen und von außen zum Gegentheile hat, nach der erkannten Wahrheit handeln könnte. — Dieser Schwierigkeit könnte vielleicht nur abgeholfen werden, wenn die Menschen auf einmal Kinder würden, bis auf wenige weise Männer, die sie durch Beispiele, und Worte so lange zur Sittlichkeit leiten könnten, bis sie in ihnen einen festen Karakter gegründet hätten. Das ist eine unmögliche Hypothese. —

Ferner die Obergewalt kann keine bestimmte Kultur zum Gesetze machen, um sie dadurch allgemein zu verbreiten. Denn tausend Ursachen, und Umstände, die von keiner Macht abhängen, wirken ein, den Menschen

schen zu dem zu machen, was er ist, und wird. Das Gesetz also, welches eine bestimmte Kultur verordnen würde, hätte keine Kraft, wäre keiner Befestigung fähig, wäre folglich kein Gesetz.

Endlich ist vielleicht der beständige Kampf zwischen guten, geselligen, wohlwollenden Neigungen, und ungeselligen, eigennützigen Leidenschaften zur Vollkommenheit der Menschen nothwendig. So viel ist wenigstens gewiß, daß das durch die Kräfte des Menschen recht sehr in Thätigkeit gesetzt, und belebt wird; und von diesem Punkte aus scheint es, daß es für das menschliche Geschlecht schädlich wäre, wenn die Liebe allgemein wirksam verbreitet würde. Ich will mich darüber näher erklären: Die Kraft im Physischen wirkt immer dort am stärksten, äußert sich am lebhaftesten, wo sie einen Widerstand antrift. Ists nicht auch im Moralischen so? Wir wollen sehen. Um die Liebe allgemein wirksam zu verbreiten, müßten alle ungeselligen, eigennützigen, selbstsüchtigen Leidenschaf-

ten

ten ausgerottet, oder unter eine völlige Unterwürfigkeit gebracht werden. Geschähe das; so gienge man immer seinen geebneten, geraden Weg fort, ohne irgendwo auf ein Hinderniß, oder auf einen Widerstand zu stossen. Wir würden nicht viel verlangen, und noch weniger befürchten; wir fänden bei den Bemühungen, uns Bedürfnisse anzuschaffen, keine Beschwerlichkeit, keine Hindernisse, und folglich hätten die Fähigkeiten, und Kräfte unserer Seele keinen Gegenstand der Uebung. Das Gemüth wäre ohne alle Bewegung, ohne alles Streben, und Wirksamkeit; aller Muth der Menschen müßte erschlaffen, und das irrdische Paradies, das uns allgemeine Menschenliebe herzaubern sollte, wäre weiter nichts, als ein träger, sorgloser, und einförmiger Zustand des Friedens, und der Ruhe. Sonach scheint die menschliche Natur hienieden, als auf dem Wege ihrer Prüfung, und Vorbereitung zu höheren Vollkommenheiten, keines Himmels fähig zu seyn.

70.

Also sollte die leitende Obergewalt das Bestreben, Sittlichkeit, und Veredlung, durch die möglichste Ausbildung des Verstandes, und Verbreitung der Menschenliebe unter den Gliedern ihres Staates einzuführen aufgeben? — Das folget aus der vorausgeschikten Betrachtung lange nicht; aus selber folget nur, daß die Sittlichkeit, und hohe Veredlung, hienieden nicht allgemein seyn könne; aber nicht, daß ihre möglich größte Verbreitung nicht unendlich wohlthätig für den Staat, und zu dessen Zweck ungeschickt sey. Denn gewiß ist es doch, daß die Liebe alle einzelnen Menschen, die sie belebt, beglückt. Gewiß ist es, daß in die Natur eines jeden Menschen nicht nur Anlagen zur Liebe; sondern auch der Trieb des Mitgefühls, und der Liebe gepflanzt worden, und daß Liebe das sicherste, und kräftigste Mittel ist, die tiefen Grade des Elendes, in welche Aberglaube, Verfolgung, Tyranney, Selbstsucht, Eigennutz, Zügellosigkeit zu stürzen pflegt,

aus-

auszurotten. Ist es nun Pflicht der leitenden Obergewalt Menschen zu beglücken, bei diesem Bestreben sich nach ihrer Natur zu richten, und so der Uibel Menge zu mindern; so ist es auch ihre Pflicht, sie zur Sittlichkeit, und Veredlung durch Bildung des Verstandes, und Verbreitung der Menschenliebe anzuleiten. — Wodurch sind die österreichischen, wodurch sind mehrere Staaten Europens so glücklich geworden, daß sie im Vergleich mit den unkultivirten, unförmlichen Staaten Asiens, als wahre Paradiese können angesehen werden, wenn es nicht durch die Kultur des Geistes, und Herzens der Bürger bewirket worden? — Ist es aber so, so frage ich weiter: können wir nicht noch höher steigen, als wir bereits gestiegen sind? — Kann es jemand wagen, zu behaupten, daß die Kultur schon ihr mögliches Maximum erreicht haben? —

Ferner hat die leitende Obergewalt, die sich die Kultur durch möglichste Verbreitung der Menschenliebe zum höchsten Zwecke

macht,

macht, die Erschlaffung der menschlichen Kräfte, und Thätigkeiten gar nicht zu besorgen. Denn einmal ist gedachte Sittlichkeit etwas Unendliches, das wir nie vollkommen erreichen werden, dem wir uns nur durch stufenweise ins Unendliche gehende Fortschritte nähern können. — Dann gründet sie sich ja auf den Anbau, und die Ausbildung des Verstandes; und wie mannigfaltig, vielumfassend sind die Kräfte des Verstandes? Welche Welt von Thätigkeit eröfnen sie dem vernünftigen Menschen? Endlich bei aller, der größten, zwekmässigsten, und glücklichsten Bemühung des Staates, Sittlichkeit allgemein zu machen, kann sie doch nicht allen Menschen auf gleiche Art, und in gleichen Graden eigen werden. Immer wird es ja verschiedene Temperamente, verschiedene Alter, verschiedene Verhältnisse, und Situationen, verschiedene Stimmungen geben, vermöge welcher die Menschen der Sittlichkeit nicht alle auf gleiche Art empfänglich seyn werden, vermöge welcher sie bei ihnen, wenn sie schon Aufnahme gefunden hat, in verschiedenen Graden

vorhanden seyn wird. Aus dieser Ursache können sich die Handlungsweisen der Menschen auch bei einer sehr allgemeinen Verbreitung der Sittlichkeit noch immer durchkreuzen, und dadurch die Thätigkeit anfeuern.

Und, niemals gelangt ja der einzelne Mensch auf einmal zu dem Grade der Vollkommenheit, auf welchem wir ihn sehen, er wird nur nach, und nach zu dem, was er ist. Wie vielmal fehlt nicht der Mensch, bis er einer nur mässigen Ausbildung theilhaftig wird? wie vielmal mag selbst derjenige gefehlt haben, der sich auf einen sehr glänzenden Grad der Veredlung erhoben hat, und uns als ein Muster der Vollendung, als ein vollendeter Mensch erscheint? — Wenn allen Menschen durch ein Wunder, auf einmal, und in gleichen Graden die gedachte Sittlichkeit eingegossen würde, dann könnte obiger Einwurf, der die Erschlaffung der Thätigkeit zum Gegenstande hat, von Gewicht seyn. — *)

*) Die seltenen unsittlichen Ungeheuer von Menschen, die gefunden worden und die selbst gelehrte

lehrte Männer nicht läugnen, machen eine sehr unbeträchtliche Ausnahme von dieser Regel.

71.

Was man also auch dagegen sagen möge, so bleibt es ausgemacht, daß sich von Anstalten eines Staates, welche auf Veredlung der Menschen, und auf ihre Sittlichkeit, mittels möglichster Bildung des Verstandes und Verbreitung der Menschenliebe, zielen, die glücklichsten Folgen erwarten lassen. Veredlung der Menschen, und die möglichste Sittlichkeit verdient also als höchster Zweck eines jeden Staates aufgestellt zu werden. In dem Verhältnisse, als sich ein Staat diesem Zwecke nähert, erreicht er einen mehr, oder minder hohen Grad von Wohlfarth.

72.

Staaten haben bestimmte Regierungsformen. Die drey Vorzüglichen sind die monarchische, die aristokratische, und die demokratische, die ich (§. 48.) nur obenhin erwähnt habe. Es kann nicht einerlei seyn, ob eine einzige Person (Monarch), ob der Ausschuß des Volkes, (die Vornehmern, Aristokraten) oder die Mehrsten auf einen bestimmten Zweck hinarbeiten. Es wäre sehr wichtig auf eine entscheidende, zuverlässige Art zu erfahren, welche Verschiedenheiten sich bei verschiedenen Regierungsformen in dieser Rücksicht ergeben, und welche Regierungsform unter den drey angeführten die Erreichung des aufgestellten Zweckes vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit am meisten befördern.

73.

Wir wollen sehen, was für Aufschlüsse wir darüber erhalten, wenn wir die natürliche Beschaffenheit der Regierungsformen un-

tersuchen. — Fangen wir die Prüfung mit der Demokratie an:

Die Demokratie ist jene Regierungsform, wo die Majestät, die Oberherrschaft dem ganzen Volke, oder wenigstens den Familienhäuptern so zustehet, daß die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Jedes Glied des Volkes hat bei dieser Regierungsform Theil an der Ausübung der Majestät, doch nur in so ferne, als es in Versammlungen bei Vorlegung öffentlicher Angelegenheiten, mit den übrigen seine Stimme zu geben das Recht hat; einzeln betrachtet ist jedes Mitglied des demokratischen Staates, Unterthan; denn es muß sich der Mehrheit der Stimmen unterwerfen. Bürger demokratischer Staaten nennen sich freye Republikaner, und ihren Staat einen Freystaat, weil sie sich selbst Gesetze geben.

In Demokratien werden die öffentlichen Geschäfte durch Berathschlagungen entschieden; daher ist es nöthig, daß die Bürger

öfters zusammenkommen. Diese Zusammenkünfte nennt man Reichsversammlungen, Landtäge. Auf den Versammlungen geben die Bürger Gesetze, und thun alle Staatsgeschäfte ab. Da das Rechte der Oberherrschaft sind, und die Oberherrschaft dem Volke zustehet; so hat jeder Bürger das Recht da zu erscheinen.

Um allen Spaltungen, und Unruhen auszubeugen, muß man über den Ort, die Zeit, und Art öffentlicher Zusammenkünfte übereingekommen seyn, man muß vorläufig entschieden haben; wem das Recht zustehen soll, Volksversammlungen anzusagen; in selben den Vortrag zu machen, und bei dringenden Staatsangelegenheiten außerordentliche Versammlungen zusammen zu berufen.

Der Gang der Beschäftigungen der Bürger, der meistens ohne Nachtheil nicht unterbrochen werden kann, erlaubt ihnen nicht, täglich zusammen zu tretten; und doch fodern dieses sehr oft die häufigen, und mannigfal-

tigen Angelegenheiten des Staates; auch sind diese meistens von der Art, daß sie anhaltende, von Tag zu Tag fortgesetzte Sitzungen nothwendig machen. Um solchen Bedürfnissen des Staates Genüge zu leisten, müssen die verschiedenen Gemeinden des Volkes redliche, und sachverständige Männer aus ihrem Mittel ausheben, die sie vertreten, die ihre Sache nach der Richtschnur der empfangenen Verhaltungsbefehle treu, und gewissenhaft führen. Und so entstehen die Vorsteller (Repräsentanten) des Volkes, die die Volksgewalt als Bevollmächtigte ausüben. Die Repräsentanten bilden Kollegien, in denen die öffentlichen Angelegenheiten behandelt, und abgethan werden. Weil die Kollegien die oberste Gewalt im Namen des Volkes, oder als Bevollmächtigte, Repräsentanten des Volkes ausüben; so hat das Volk das Recht ihre Schlüsse zu prüfen, und zu verwerfen, wie auch, sie wegen Mißbrauches der Gewalt zu strafen.

Da die Demokratie jene Regierungsform ist, wo zwar alle Bürger das Stimmrecht haben, doch so, daß die Mehrheit der Stimmen entscheidet; so ist die bürgerliche Oberherrschaft bei dem grössern Theile des Volkes. Jene Verordnungen, die durch die Stimmenmehrheit sind geschlossen worden, sind Gesetze, nach denen sich alle richten müssen. — Dieses ist das Wesentliche bei jeder Demokratie.

74.

Welche Vortheile, und Nachtheile hat die Demokratie? — Die Vortheile der Demokratie sind die Gleichheit, und Freyheit. Keiner ist dem andern unterworfen. Wenn er auch einmal der Stimmenmehrheit nachgeben muß; so hat er doch Hoffnung ein anderes Mal das durchzusetzen, was er will. Das Volk giebt sich selbst Gesetze. Jeder ist gleichsam Mitregent. —

Die Nachtheile der Demokratie sind: Weise und kluge Maßregeln, zur Erreichung guter Zwecke, finden in Demokratien nicht leicht statt; denn Wissenschaft, Klugheit, und Weisheit ist kein Erbtheil der Menge, wie es die Geschichte aller Zeiten beweist. Immer finden wir den Haufen leichtsinnig, unbeständig, von unüberlegten Entwürfen schwanger, kühn in Unternehmungen, aber ohne alle Vorsicht.

„Leute, welche in Demokratien die ober-„ste Gewalt haben, sagt Home, sind über-„müthig im Glücke, furchtsam im Unglücke, „grausam im Zorne, blind, und verschwen-„derisch in ihrer Gewogenheit, und unfähig, „eine kluge Maßregel mit Standhaftigkeit „zu ergreifen.“

Verschlagenheit und Falschheit verdrängen in Demokratien sehr leicht die gerade Tugend, und Redlichkeit; und schonen des größten Verdienstes nicht. Wir wollen Beispiele in der Geschichte aufsuchen. Cimon der athieniensische Feldherr, der sowohl in den

bür-

bürgerlichen Gesetzen, als in der Kriegswissenschaft vortreflich bewandert war, und Staatsbedienungen eben so ruhmvoll, als Kriegsdiensten vorstand, hatte durch seine Tugenden, und Heldenthaten die größte Hochachtung, und Liebe verdient. „Seine Freygebigkeit, „schreibt Cornelius Nepos, war so groß, daß „er seine Gärten ohne alle Wächter ließ, damit „Jedermann sich frey aus denselben holen könn„te, was ihm beliebte. So oft er ausgieng, „folgten ihm einige Diener nach, welche Geld „trugen, damit er, wenn ihm Jemand begeg„nete, der dasselbe brauchte, ihm sogleich „helfen konnte. Oefters, wenn er einen „unglücklichen Athenienser sah, der armselig „gekleidet war, schenkte er ihm sogleich sein „Oberkleid. Er ließ täglich Speisen für viele „zubereiten, und bewirthete damit diejenigen, „denen es an einer Mahlzeit fehlte. Jeder„mann stand seine Dienstfertigkeit bereit; „er bereicherte viele, und nicht wenige, die „so arm starben, daß man sie von dem, was „sie hinterließen, nicht begraben konnte, ließ „er auf seine Kosten zur Erde bestatten."

Im Rathe schlug er immer die beßten Maßregeln zur Wohlfarth des Staates vor. Er hielt sich tapfer im Kriege, gewann mehrere Treffen, brachte aufrührische Provinzen zum Gehorsame, und beförderte immer mehr das Ansehen des atheniensischen Volkes. So gründete er sich die allgemeinste Liebe. — Wer sollte sich denken, daß eine so gegründete Liebe durch irgend etwas könnte erschüttert werden? — Und doch entspann sich eine Parthey gegen ihn unter der Anführung des Pericles, der unter der Maske das gemeine Beßte zu befördern seinen unersättlichen Ehrgeiz zu befriedigen suchte. Das war ein beredsamer, aber dabei verschlagener, falscher Mann eben so fähig die Republick zu beherrschen, als das Volk zu verführen. Er haßte den Cimon, weil dessen Redlichkeit seinen ehrgeizigen Absichten widersprach. Es kostete ihm nicht viel gegen den beßten, verdientesten Mann Athens Neid und Verfolgung zu erregen. Er hielt das Volk für das, was es ist, für voreilig, heftig, wankend; für geneigt an unbedeutenden Dingen zu hängen, sich durch Glanz, und

Schim-

Schimmer blenden, und betäuben zu lassen. Diesem Volkskarakter gemäß richtete er die Mittel zu seiner Absicht ein; er schmückte Athen mit herrlichen Gebäuden, Bildsäulen, und andern Kunstwerken aus, belustigte das Volk durch Schauspiele und Pracht; theilte grosse Summen unter dasselbe, und gewann es ganz. Freylich mußte er dazu die Schätze des Staates verschwenden; aber dieses übersah das Volk im Taumel der Belustigungen. Er verminderte das Ansehen der Gesetze, besonders das Ansehen des höchsten, und strengsten Gerichtes, indem er ihm die Einsicht der wichtigsten Geschäfte entzog; auch das machte keinen Eindruck auf das berauschte Volk. Der redliche, unbefangene Cimon, der stets das Beßte des athenienischen Staates vor Augen hatte, eiferte dagegen, zeigte das Verderben, welches dem Staate bevorstünde, wenn es so fortgehen würde. Aber — man verwies den treuen Patrioten, statt ihn anzuhören, ins Elend.

Von dem Leichtsinne des Volkes gibt uns das Schicksal des athenienischen Feldherrn,

und

und Staatsbeamten Aristides ein anderes merkwürdiges Beispiel. Man nannte ihn den Gerechten, weil man ihn für den redlichsten, und beßten unter allen Atheniensern hielt. Seine vornehmsten Bemühungen giengen stets auf das Wohl seines Vaterlandes. — Themistokles der Nebenbuhler des Aristides meldete einmal den Atheniensern, er wisse ein Mittel, durch welches sie die Herrschaft über ganz Griechenland erlangen könnten; es müsse aber geheim gehalten werden. Sie nannten ihm hierauf den Aristides, dem er seinen Vorschlag eröffnen könnte. Sobald aber dieser den Atheniensern die Nachricht gegeben hatte, der Anschlag des Themistokles sey zwar für sie vortheilhaft, aber durchaus ungerecht, wollten sie gar nichts von demselben hören. Ein solches Vertrauen bezeigten dem Aristides sowohl seine Mitbürger, als die übrigen Griechen. Als die sämmtlichen griechischen Staaten einen gemeinschaftlichen Schatz zur Bestreitung der Kriegskosten sammelten; fanden sie keinen, dem die Aufsicht darüber so sicher übergeben werden könnte, als ihm. Unter

dessen unterlag doch die Redlichkeit des Aristides den Ränken des beredten Themistokles, und er wurde von den voreiligen, wankenden Atheniensern auf 10 Jahre aus ihrer Stadt verbannt. Jeder Bürger schrieb den Namen dessen, den er verbannt wissen wollte, auf eine kleine Muschelschale, oder Scherbe. Ein Bürger, der nicht schreiben konnte, verlangte von Aristides, daß er ihm seinen eigenen Namen aufschreiben möchte. Dieser fragte ihn, was ihm denn Aristides zu Leid gethan hätte? — Nichts, in der That, antwortete der Bürger; ich kenne den Aristides nicht einmal; aber es verdrießt mich, daß er sich so eifrig bestrebt hatte vor allen Andern der Gerechte zu heißen. Aristides schwieg, schrieb seinen Namen auf, und verließ Athen.

Das Schicksal des Sokrates ist ein betrübtes Beispiel von der veränderlichen und hitzigen Gesinnung eines demokratischen Staates. Dieser Athenienser macht seine Hauptbeschäftigung daraus, seine Mitbürger zu belehren, wie sie von Gott, von ihren Mit-

menschen, und von sich selbst richtig denken, und danach ihre Lebensart einrichten müßten. Weil er nicht, wie die Philosophen vor ihm viele Untersuchungen über das ganze Weltgebäude, die Gestirne, und andere außer dem Menschen befindliche Dinge anstellte, sondern ihn vorzüglich mit sich selbst und mit derjenigen Wissenschaft bekannt machte, in welcher alle andern zuletzt zusammenlaufen müssen, mit der Sittenlehre; so hat man ihm den Ruhm beigelegt, daß er zuerst unter den Griechen die Philosophie vom Himmel herabgerufen, sie in die Städte, auch selbst in die Häuser eingeführt, und zu einer Lehrerin des Guten, und Bösen im menschlichen Leben gemacht habe. Dieses that er mit sehr viel Weisheit. Er gab sich gar nicht das Ansehen eines Lehrers gegen die Athenienser, sondern unterredete sich mit ihnen als ein Freund der Wahrheit, mit dem sie gemeinschaftlich, und auf eine leichte Art die wichtigsten Lehren untersuchen, und selbst ihre wahre Beschaffenheit finden könnten. „Auf öffentlichen Strassen, heißt es in der Schilderung des Ka-

„rak-

„rakters des Sokrates von Mendelssohn,
„auf Spaziergängen, in Bädern, Privathäu-
„sern, Werkstätten der Künstler, wo er nur
„Menschen fand, die er bessern zu können
„glaubte, da hielt er sie an, ließ sich mit ih-
„nen in Gespräche ein, erklärte ihnen, was
„recht, und unrecht, gut, und böse, heilig,
„und unheilig sey; unterhielt sie von der Vor-
„sehung, und Regierung Gottes, von den
„Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückselig-
„keit des Menschen, von den Pflichten eines
„Bürgers, eines Hausvaters, eines Ehemanns,
„u. s. w. Alles dieses niemals in dem aufdrin-
„genden Tone eines Lehrers, sondern als ein
„Freund, der die Wahrheit selbst erst mit uns
„suchen will. Er wußte es aber durch die
„einfältigsten Kinderfragen so einzuleiten,
„daß man von Frage zu Frage, ohne sonder-
„liche Anstrengung, ihm folgen konnte, ganz
„unvermerkt aber sich am Ziele sah, und die
„Wahrheit nicht gelernet, sondern selbst er-
„funden zu haben glaubte. Ich ahme hie-
„rinn meiner Mutter nach, pflegte er im
„Scherze zu sagen; Sie gebiert selbst nicht

„mehr

„mehr, (sie war Hebamme, und schon alt) „aber sie besitzet Kunstgriffe, wodurch sie „andern ihre Geburten zur Welt bringen „hilft. Auf eine ähnliche Weise versehe ich „bei meinen Freunden das Amt eines Geburts„helfers. Ich frage, und forsche so lange, „bis die verborgene Frucht ihres Verstandes „ans Licht kömmt." Besonders gab sich Sokrates Mühe, junge Leute bei Zeiten zu gewinnen, ehe sie noch durch Reizungen böser Gesellschaften verderbt waren. Die Tugend und Sittenlehre schilderte er nach ihren innern Vorzügen, nach ihrem innern Werthe, so liebreich, und anmuthig, daß sie jedem nicht ganz verborbenen Zuhörer als der einzig wahre Weg zur Glückseligkeit zu gelangen, erschien.

Sein Ruhm verbreitete sich in ganz Griechenland, und es kamen die angesehnsten, und gelehrtesten Männer von allen Gegenden zu ihm, um seines freundschaftlichen Umgangs, und Unterrichts zu genießen. Die Begierde ihn zu hören war unter seinen Freunden so groß, daß mancher sein Leben wagte um nur

täg-

täglich bei ihm zu seyn. Die Athenienser hatten bei Lebensstrafe verboten, daß sich kein Megarenser auf ihren Gebiete betreten lassen sollte. Euclydes von Megara ein Freund, und Schüler des Sokrates, ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Lehrer zu besuchen. Des Nachts gieng er in bunte Weibskleider gehüllt, von Megara nach Athen, und des Morgens, ehe es Tag war, gieng er wieder seine zwanzig tausend Schritte zurück nach Hause. Bei dem allen lebte Sokrates in der äußersten Armuth, und Dürftigkeit, und wollte sich nichts für seinen Unterricht bezahlen lassen, ob gleich die Athenienser so lehrbegierig waren, daß sie sich grosse Summen würden haben kosten lassen, wenn er auf Belohnung gedrungen hätte. Und wider diesen gemeinnützigen Mann, wider diesen Wohlthäter der Menschheit, der unablässig zur Sittlichkeit, und Veredlung seiner Mitbürger arbeitete, stand eine Rotte niederträchtiger Schandbuben auf, der kein Mittel ihm zu schaden zu schändlich war. Zuerst suchten sie ihn zum Gelächter von ganz Athen zu machen,

chen, indem sie ihn in einer öffentlichen Posse vorstellten, und ihm die thörichtesten, schlimmsten Dinge in den Mund legten. Sokrates gieng selbst zur Aufführung dieser Fratze hin, und stellte sich, um zu zeigen, wie sehr er einen so niedrigen Angriff verachte, an einem Ort, wo er mit seiner ganzen Gelassenheit, und gewissenhaften Gemüthsruhe allen Zuschauern in die Augen fiel. So geschah es, daß das Pasquill nicht nur die Wirkung, welche die Verläumder des Weisen wünschten, nicht that; sondern auch für den Dichter, und seine Komödie tödtlich war. Doch einige Zeit darauf, als die Verläumder durch die boshaftesten Ausstreuungen das Volk genugsam vorbereitet zu haben glaubten, brachte Melitus eine förmliche Anklage wider den Sokrates an die Obrigkeit der Stadt, welche alsofort dem Volke davon Nachricht gab. Das Gericht der Heliäa wurde zusammen berufen, und die gewöhnliche Anzahl der Bürger durch das Loos bestimmt, die den Angeklagten richten sollten. Die Anklage war: **Sokrates handelt wider die Gesetze, indem**

er 1) die Götter der Stadt nicht verehrt, und eine neue Gottheit einführen will, und 2) die Jugend verderbet, der er eine Verachtung alles dessen, was heilig ist, beibringt. Seine Strafe sey der Tod. Plato bestieg den Rednerstuhl, um ihn zu vertheidigen; aber man rief ihm, als er kaum einige Worte vorgebracht hatte, zu: Heruntergestiegen, und ließ ihn seine Rede nicht fortsetzen. Man warf ihn in den Kerker, wo er dreyßig Tage lang mit Ketten belastet, zubrachte. Endlich wurde ihm Gift gereichet, und er starb daran ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt. —

So starb der weiseste, rechtschaffenste, gerechteste, wohlthätigste Mann; so starb der Mann, dessen beständige Bemühung es war, die Finsternisse seiner Zeiten zu zerstreuen; Mässigkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen, allgemeine Menschenliebe, und reine Erkenntniß Gottes auszubreiten; so wurde der seltene Mann von den auffallendesten Verdiensten, den nur Jahrtausende hervorzubringen fähig sind, der bestimmt zu seyn schien, die Erde in ein Pa-

radies umzuschaffen, das Opfer eines übereilten demokratischen Schlusses! — Aber kaum war sein Leichenbegängniß vorüber, als schon das Volk in die heftigste Reue versetzt wurde. Seine Ankläger wurden ohne Verhör getödtet, und ein jeder verbannet, der etwas zu seinem Todesurtheile beigetragen hat. Und seine Statue wurde an dem öffentlichsten Orte der Stadt errichtet. Solche Beispiele von der Voreiligkeit, und Heftigkeit des Volkes sind in Demokratien etwas Gewöhnliches.

Noch einen Zug aus dem Leben des Sokrates, der in dem Werkchen Mendelssohns, über die Unsterblichkeit der Seele, zu finden ist, will ich anführen, weil er vorzüglich dazu dient, das unaufhaltbare Unheil, welches verjährter Aberglaube, und alte Vorurtheile des Volkes in Demokratien anzurichten pflegen, ins Licht zu stellen. —

„Die Glückseligkeit des menschlichen Ge„schlechts war des Sokrates einziges Studium.

„So-

„Sobald ein Vorurtheil, oder Aberglaube
„zur offenbaren Gewaltthätigkeit, Kränkung
„der menschlichen Rechte, Verderbniß der
„Sitten, u. s. w. Anlaß gab; so konnte ihn
„nichts in der Welt abhalten, aller Dro-
„hung, und Verfolgung zum Trotze, sich
„dawider zu erklären. Es war unter den
„Griechen ein hergebrachter Aberglaube, daß
„die Schatten der unbegrabenen Todten am
„Ufer des Stix hundert Jahre rastlos her-
„um irren müßten, bevor sie hinüber gelas-
„sen würden. Dieser Wahn mag dem ro-
„hen Volk von dem ersten Stifter der Ge-
„sellschaft aus löblichen Absichten beigebracht
„worden seyn. Indessen hat er zu den Zei-
„ten des Sokrates, durch einen schändlichen
„Mißbrauch, manchen wackern Patrioten
„das Leben gekostet. Die Athenienser hat-
„ten bei den argusinischen Inseln über die
„Lacedämonier einen vollkommenen Sieg er-
„halten. Die Befehlshaber der siegenden
„Flotte wurden aber durch einen Sturm ab-
„gehalten, ihre Todten zu begraben. Bei
„ihrer Rückkunft von Athen wurden sie, auf

 „die

„die undankbarste Weise, dieser Unterlassung
„halben öffentlich angeklagt. Sokrates hatte
„denselben Tag den Vorsitz in dem Senat
„der Prytanen, welche die öffentlichen An-
„gelegenheiten zu besorgen hatten. Die
„Bosheit einiger Mächtigen im Reiche,
„die Heucheley der Priester, und die Nie-
„derträchtigkeit feiler Redner, und Dema-
„gogen hatten sich vereinigt, den blinden Ei-
„fer des Volkes wider diese Beschützer des
„Staats aufzubringen. Das Volk drang
„mit Ungestümm auf ihre Verdammung. Ein
„Theil des Senats war selbst von diesem pö-
„belhaften Wahne bethört; und der Uiber-
„rest hatte nicht Muth genug, sich der all-
„gemeinen Raserey zu widersetzen. Alles
„willigte darein, diese unglücklichen Patrio-
„ten zum Tode zu verurtheilen. Nur So-
„krates allein hatte die Herzhaftigkeit, ihre
„Unschuld zu vertheidigen. Er verachtete
„die Drohungen der Mächtigen, und die
„Wuth des aufgebrachten Pöbels, stand
„ganz allein auf der Seite der verfolgten
„Unschuld, und wollte lieber das Aergste

„über

„ über sich ergehen lassen, als in eine so heil-
„ lose Ungerechtigkeit willigen. Wiewohl alle
„ seine Bemühungen zu ihrem Besten dennoch
„ fruchtlos abliefen. Er hatte den Verdruß,
„ zu sehen, daß der blinde Eifer die Ober-
„ hand erhielt, und daß die Republik sich
„ selbst die Schmach anthat, ihre tapfersten
„ Beschützer einem übel verstandenen Vorur-
„ theile aufzuopfern. Das Jahr darauf wur-
„ den die Athenienser von den Lacedämoniern
„ aufs Haupt geschlagen, ihre Flotte zu Grun-
„ de gerichtet, ihre Hauptstadt belagert, und
„ dergestalt aufs äußerste gebracht, daß sie sich
„ den Siegern auf Gnade und Ungnade erge-
„ ben mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß
„ der Mangel an erfahrnen Anführern auf
„ Seiten der Athenienser, an dieser Niederla-
„ ge nicht wenig Schuld gewesen. — *)

*) Darunter gehören vorzüglich die Sophisten, eine Art von Aftergelehrten, die in Griechenland, wie zu allen Zeiten, bei dem Pöbel in grossen Ansehen standen, und sich, weil es ihr Vortheil foderte, angelegen seyn ließen, eingewurzelte Vorurtheile, und verjahrten Aber-

berglauben durch allerhand Scheingründe, und Spitzfindigkeiten zu begünstigen.

75.

Die fernern Nachtheile der Demokratien sind:

Der Stolz des Bürgers wird beleidiget, wenn er seine Meinung verworfen sieht. Diese Beleidigung des Stolzes eröffnet Quellen der Mißhelligkeiten, und Ränke. —

76.

Sehr leicht kann die Demokratie in Ochlokratie, oder in Oligarchie ausarten. Die Ochlokratie, ist jener Zustand des Staates, wo bei dem grossen Uibergewicht des gemeinen, verdorbenen Haufens alles in Verwirrung geräth. Bekömmt der Pöbel das Uibergewicht; so achtet er keine Gesetze, und geht mit nichts, als Empörurg, Raub und Mord um. Der Pöbel in Demokratien ist immer

kühn, weil er nichts zu verlieren hat, immer bereit, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen, und alles zu wagen, weil dieses alles nichts ist. —

Die Oligarchie ist der Zustand des Freystaates, wo einige Mächtige alle Gewalt an sich reißen. Die Bürger sind unter solchen Despoten sehr übel daran, weil diese sich die grausamsten Maßregeln erlauben, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Die alte Geschichte der Griechen liefert uns an den Atheniensern ein schreckliches Beispiel oligarchischer Verwüstungen. Lysander, der Feldherr der Lacedämonier, der Athen eingenommen hatte, begünstigte eine darinn entstandene Empörung, verwandelte die demokratische Regierungsform in eine Oligarchie, und setzte einen Rath von dreyßig Männern ein, die unter dem Namen der dreyßig Tyrannen bekannt sind. Die grausamsten Feinde hätten so in der Stadt nicht wüthen können, als diese Ungeheuer gewüthet haben. Unter dem Vorwande Staatsverbrechen, und Meuterey zu bestrafen wur-

den die rechtschaffensten Leute im Staate ihres Lebens, oder Vermögens beraubt. Plündern, rauben, verbannen; diesen öffentlich, jenen meuchelmörderisch umbringen lassen, waren Thaten, mit welchen sie ihre Regierung bezeichneten.

77.

In der Demokratie muß Gleichheit des Ansehens eingeführt seyn; daher muß eine genaue Abwechslung in den Aemtern statt haben, mittelst welcher ein jeder Bürger regiert, wenn die Reihe an ihn kömmt, und hernach wieder regiert wird. Das höchste Amt ist gewöhnlich auf eine bestimmte Zeit eingeschränkt. Wie schwer, wie fast unmöglich muß es seyn, bei einer solchen Verfassung, gleichförmig fortdauernde, allgemein nützliche Anstalten fest zu setzen, und ihnen die erfoderliche Achtung zu verschaffen; da die Nachfolger, durch die der Regierungskörper umgewandelt wird, in dem Platz ihrer Vorgänger eine andere Denkungsart, andere Gesinnungen, andere Verbindungen mitbringen?

78.

Ein überall gleichförmiger Unterricht der Jugend, eine gleichförmige Ausbildung, die von dem zartesten Alter an, bis in die Jünglingsjahre, und von diesem bis in die Jahre des männlichen Alters, wo man Aemtern vorzustehen fähig wird, immer zweckmässig fortgeführt würde, läßt sich in einem Staate, wo alle Menschen gleich sind, wo Ungeschliffenheit, und Dummheit eben so kühn, und vollgiltig, als Weisheit, und Einsicht ihre Stimme erheben kann, gar nicht denken. — Eine gute Verwaltung des Staates fodert einen mehr, als gemeinen Menschenverstand, mannigfaltige Kenntnisse, eine tiefe Beurtheilungskraft, einen schnellen, scharfen, durchdringenden Blick, diese Eigenschaften setzen die besten zweckmässigsten Anstalten zur Bildung voraus, die man in Demokratien meistens vermißt.

79.

Ferner muß man in Demokratien die Ungleichheit der Güter, die Anhäufung der Reichthümer in den Händen einzelner, und den Luxus auf alle mögliche Art zu verhindern suchen. Denn das sind die gefährlichen Klippen, an denen mit der Sittlichkeit auch die Freystaaten zu Grunde gehen. Bei einer grossen Ungleichheit der Güter, die immer Weichlichkeit, Verachtung der strengen väterlichen Sitten, und Gesetze nach sich zieht, und die Herzen der Reichen mit Stolz schwellt, ist es fast unmöglich zu denken, daß nicht der Wunsch nach ungleichen Rechten entstehen, und daß nicht Herrschbegierde die Liebe des allgemeinen Besten überwiegen sollte. In einem grossen Staate muß die Obergewalt auf andere Mittel denken, der Sittenlosigkeit zu wehren. Denn da läßt sich die Ungleichheit der Güter, ohne der Ertödtung des Fleißes, Wetteifers, und der Fähigkeiten des Menschen nicht einführen, gleichwie sich auch der Luxus nicht hindern,

oder aufheben läßt, ohne Millionen Menschen ihrer Beschäftigung zu entsetzen. Schon daraus erhellet es, daß ein großer Staat zu keiner Demokratie geeignet ist.

80.

Um die demokratische Verfassung des kriegerischen Sparta zu erhalten, schritt Lycurg zu den mißlichsten Maaßregeln. Weil Reichthum, und Armuth die gefährlichste Ungleichheit unter den Menschen stiften, so wollte Lycurg, daß ein Spartaner nicht mehr, als der andere besitzen sollte. Er theilte daher alle Ländereyen des Reiches in dreyßig tausend, und die zu Sparta besonders gehörigen in neun tausend gleiche Theile, nach der Anzahl der spartanischen Familien. Jede Familie hatte von ihrem Antheil ein nothwendiges Auskommen des Lebens, und der gemeinsten Bedürfnisse. Das war ihm aber noch nicht genug; denn so lange seine Mitbürger noch Gold, und Silber schätzten, blieb ein grosser Unterschied zwischen ihnen übrig. Er

verbot also den Besitz davon, und befahl, daß im Handel und Wandel kein anderes Geld, als eisernes bei ihnen gelten sollte, und diese Münze machte er so schwer, und gab ihr einen so geringen Werth, daß ein Wagen mit zween Ochsen dazu erfodert ward, eine Summe von ungefehr hundert, und fünfzig Thalern, nach unserer Berechnung, fortzubringen. — Kein Fremder durfte sich in Sparta aufhalten. — Unter ihre strengen Sitten gehörte auch eine strenge Kost, die ihnen vorgeschrieben wurde. — Den Ackerbau, und die Handwerke überließen die Spartaner ihren Leibeigenen. — Es mag seyn, daß diese Maaßregeln größtentheils Bedürfniß der damaligen kriegerischen Lage der Spartaner waren; aber immer waren sie auch mit, ein Mittel, die demokratische Verfassung aufrecht zu erhalten. Auf jeden Fall bleiben sie sehr mißlich, und wir, die wir in menschlichen Verhältnissen leben, müssen die Mitglieder der Freystaaten bedauern, wenn wir erwägen, daß unter ihnen solche Maßregeln mehr, oder weniger

statt finden müssen, wenn sie sich und ihre Verfassung erhalten sollen. —

81.

Sind die Bürger in Zünfte eingetheilt, wie es immer zu seyn pflegt; so können ganz eigene Uebel für den Freystaat daraus erwachsen. Die Zünfte sind eben so viele unabhängige, für sich bestehende Körper, wovon ein jeder beständig gegen den Staat, und das Wohl des Ganzen streiten kann, wenn es mit seinem Interesse unvereinbar ist; es ist daher sehr möglich, daß sich diese abgesönderten Körper untereinander aufreiben, und sich Fesseln anlegen, indem eine jede Zunft die Beschwerde der Privilegien, und Monopolien aller übrigen trägt; der Zwang, und die Vorrechte der Zünfte ersticken Industrie und Nacheiferung, und vertheuern die Waaren in eben dem Verhältnisse, in welchem sie an Güte verlieren; die Eifersucht der Zünfte endlich wird eine Quelle harter, und drückender Maßregeln gegen den Landmann, und die Städte; lauter

Umstände, die den Geist des Volkes nieder-drücken, oder empören müssen.

82.

Die Demokratische Verfassung hindert durch ihre natürliche Beschaffenheit die Abschaffung der Misbräuche, die sich unter die Mitglieder des Rathes eingeschlichen haben. Jede Verbesserung empört alle diejenigen, die bei den bisherigen Mängeln gewannen, oder zu gewinnen glaubten, und neue, gemeinnützige Einrichtungen bringen alle diejenigen auf, die es bedauern, nicht die Urheber derselben geworden zu seyn, oder die da glauben, daß das Alte stets das Beßte sey, von welcher letzten Art es in Freystaaten, wo die Bildung, und Kenntnisse selten sind, die häufigsten Beispiele giebt.

83.

Gewisse Gebrechen fodern schleunige Hilfe, wenn sie nicht ein unheilbares Verderben

nach sich ziehen sollen. Schleunige Hilfe ist in Demokratien wegen des langsamen Ganges der Geschäfte, welchen die Berathschlagungen in Versammlungen verursachen, oft nicht möglich.

84.

Da in Demokratien die Gewalt bei dem grössern Theile des Volkes ist; so ist wohl nirgends Verrätherey, und Verschwörung ausführbarer, als in Demokratien.

85.

Die Stellung der demokratischen Staaten gegen Auswärtige wäre heut zu Tage sehr bedenklich. Da sie nur selten eine mittelmässig eingerichtete, und niemals eine so gut eingerichtete Miliz haben, daß sie es gegen die unendlich wirksamen kriegerischen Maschinerien auswärtiger Fürsten aufnehmen könnte, so können sie vermöge ihrer Stellung leicht von jedem Fürsten verschlungen werden.

86.

Aus dieser Darstellung der Nachtheile der Demokratien erhellet es, daß die Quellen der Uneinigkeiten in selben ungemein häufig sind, und es folglich sehr schwer halte, auf einen bestimmten Zweck mit vereinigten Willen, und Kräften zu arbeiten. — Welche Aufnahme hat sich da die Geisteskultur, welchen Wachsthum die Sittlichkeit, und Veredlung der Menschen, welche Vervollkommnung die menschliche Natur zu versprechen?

87.

Wird eine Nation groß, und volkreich; so schickt sie sich gar nicht zur Demokratie; denn das weit ausgebreitete Volk kann nicht mehr in einem Haufen handeln. Diejenigen also, die in einem grossen, weit ausgebreiteten Staate die demokratische Verfassung wünschen, wünschen ein wahres Unding. — Aber genug von Demokratien. Schreiten wir zur Untersuchung der Aristokratien.

88.

Die Aristokratie ist jene Regierungsform, in welcher wenigen vornehmen Personen, Geschlechtern, oder wenigstens dem kleinen Theile des Volkes die Ausübung der Majestätsrechte zusteht. Die Glieder, welche die Majestätsrechte zusammen ausüben, hießen die Edlen, Magnaten, Aristen, Senatoren, Stände, Landesältesten rc. so, wie das ganze Kollegium gewöhnlich der Rath, oder Senat genannt wird; bei dieser Verfassung kömmt dem ganzen Kollegium der Senatoren die bürgerliche Oberherrschaft zu, nicht Einzelnen; die Gesetze müssen von Allen im Rathe gemacht werden.

Damit die Geschäfte einen Ausgang gewinnen, wird gewöhnlich in den Grundgesetzen, die die Staatsverfassung bestimmen, ausgemacht, daß nicht einhellige Stimmen, sondern die Mehrheit der Stimmen zu einer Entscheidung hinreichen soll. Auch wird durch die Fundamentalgesetze der Ort, die Zeit,

und Art, wo, wann, und wie die Berathschlagungen zu halten sind, festgesetzt. Da dem Senate die bürgerliche Oberherrschaft zustehet; so sind seine Schlüsse bürgerliche Gesetze, denen alle nachleben müssen.

Ob die Aristen ihr Stimmenrecht lebenslänglich, oder nur auf gewisse Zeit ausüben sollen; ob sie nur aus gewissen Familien, oder Provinzen genommen werden müssen; ob nur Besitzer unbeweglicher Güter zuzulassen seyn, und dergleichen muß gleichfalls von dem Volke, da es sich unterwarf, ausgemacht worden seyn. Denn vor der Unterwerfung war das Volk frey; es hieng also von seiner Willkühr ab, unter welchen Bedingungen es sich unterwerfen wollte.

Dieß ist das Wesentliche, das bei jeder Aristokratie vorkömmt.

89.

Welches sind nun die Vortheile, und die Nachtheile der Aristokratie?

Wären die Aristen immer die Einsichtsvollern, und Unfehlbarern des Volkes: so ließe sich der sichere Vortheil von ihrer Regierung erwarten, daß die Geschäfte reif überdacht, die Rathschlüsse bedächtlich gegeben, und die beßten, und zweckmässigsten Anstalten zur Gründung, und Beförderung der allgemeinen Wohlfarth eingeleitet würden.

Allein die Geschichte zeigt uns die Aristen meistens anders. Die Senatoren bringen gemeiniglich Familienabsichten in die öffentlichen Berathschlagungen mit, und machen Spaltungen, oder lenken die allgemeinen Geschäfte nach dem Privatnutzen hin. Leicht kann es geschehen, daß die gewaltigen Senatoren sowohl, als die übrigen Vornehmen, die von Senatoren abstammen, nach, und nach die unumschränkteste Gewalt, alle Vortheile, und Güter des Staates zum Nachtheile der übrigen Bürger-

schaft an sich ziehen. Dieß geschah auch wirklich im römischen Freystaate. Da bekleideten die Patrizier meistentheils die Stellen der Senatoren, und immer wurden aus ihnen die mächtigen *Consules* (Bürgermeister) gewählt. Sie bekleideten alle öffentlichen Aemter, und suchten immer mehr Ländereyen an sich zu bringen. Auf der andern Seite mußten die geringern Bürger jährlich in den Krieg ziehen, und dabei für ihre Waffen, und Lebensmittel selbst sorgen. Wenn sie gleich bisweilen Beute von den Feinden zurück brachten; so wurden doch Häuser auf dem Lande oft von demselben verwüstet. Sie mußten daher Schulden machen, und verarmten darüber mit ihren Familien. Die unmenschlichen Patrizischen Gläubiger giengen mit ihnen auf das grausamste um, indem sie sie in Kerker werfen, und unbarmherzig peitschen ließen. So sehr mißbrauchten die Vorsteher der römischen Republick ihre Gewalt; so groß war das Elend, das ihre Herrsch-Habsucht, ihr Geiz, ihr Stolz, und alle Arten ungeselliger, eigennütziger Leidenschaften über die Nation ver-

brei-

breiteten. Und das geschah zu einer Zeit, da die ungeheuere Menge, und Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, welche heut zu Tage frugal erzogene Menschen so sehr anstaunen, noch nicht erfunden war. In welchen Jammer würden die Vornehmern, mit einer gleichen Macht versehen, bei gleicher Staatsverfassung, das Volk heut zu Tage stürzen, da der heutige Luxus mit allen, seinen verwandten Lastern nach Verhältniß der unendlich erhöhten Menge der erfundenen eingebildeten Bedürfnisse ungeheuer gestiegen ist. In einem grossen aristokratischen Staate, wo Eigennutz, Ueppigkeit, und Schwelgerey, Pracht und Verschwendung eingerissen haben, würden die Mächtigen in kurzer Zeit alle Güter zu einer Gemeinbeute machen, die sie gierig unter sich zerreißen würden.

90.

Wie können die Gemeinen (Plebejer) eine herzliche Neigung für ein Vaterland haben, wo man sie unterdrückt? — oder viel-

mehr

mehr, wie können sie ein Vaterland lieben, da sie — keines haben? Denn wer kann wohl ein Land für sein Vaterland halten; wo die Patrizier keine Väter des Volkes sind? — Die Patrizier haben vielleicht eine Zuneigung zu ihrem eigenen Orden; aber ihr Vaterland können sie nicht lieben, da sie ihre Landsleute nicht als Väter behandeln.

91.

Die Hauptstädte, die der Sitz der Aristen zu seyn pflegen, vermehren noch die landverderblichen Laster der Selbstsucht, des Stolzes, und eitlen Ehrgeizes, indem sie ihnen durch die Aussetzung von allerhand reizenden Befriedigungsmitteln die reichlichste Nahrung geben.

92.

Gemeinnützig denkende Männer dürfen in Aristokratien ihre Stimme gar nicht erheben; daher ihr Eifer für das allgemeine Beßte bald erkalten muß. Die alte Geschichte der

Grie-

Griechen liefert uns am Theramenes, einen aus den 30 Beherrschern (Tyrannen) von Athen ein merkwürdiges Beispiel. Theramenes hatte sich den Grausamkeiten seiner Mitregenten widersetzet; allein Kritias der vornehmste unter ihnen beschuldigte ihn vor dem Rathe, daß er Verwirrungen im Staate stifte, und ohne das Urtheil der Rathsherrn zu erwarten verurtheilte er ihn selbst zum Tode, und ließ ihn hinrichten. Sokrates allein nahm die Vertheidigung des Theramenes auf sich, und suchte ihn diesem ungerechten Urtheilsspruche zu entziehen; aber vergeblich. Nach dem Tode dieses Amtsgenossen, der die Bedrückungen wenigstens manchmal verhindern konnte, giengen die Tyrannen über alle Schranken. Alle Tage wurden Bürger gefangen genommen, und ermordet; es kam in Zeit von acht Monaten eine erstaunliche Anzahl ums Leben, und das gebeugte, niedergetretene Volk wagte nicht, eine Klage hören zu lassen.

93.

In aristokratischen Staaten ist der Adel immer argwöhnisch, verdachtsvoll, eifersüchtig auf die Erhaltung seiner Macht; das Volk hingegen sucht sich immer mehr empor zu heben, und den Adel zu stürzen, daher schwanken die Aristokratien immer zwischen Demokratie, Monarchie, Despotismus, Oligarchie, und Ochlokratie.

94.

Artet die Aristokratie, was leicht geschehen kann, in eine Oligarchie aus, vermöge welcher die oberste Gewalt in die Hände der kleinern Zahl von Familien kömmt; so zeigen sich neue Nachtheile: je kleiner nämlich die Zahl von regierenden Geschlechtern wird, desto leichter können gefährliche Verbindungen, und Verbrüderungen entstehen, welche alle Arten von Bedrückungen leichter, und sicherer machen.

95.

Die Wissenschaften sind in aristokrätischen Staaten verdächtig; den Leuten, die nach Seitenabsichten handeln, die durch die Natur ihrer Stellung gewissermassen von der Nation getrennt sind, muß das Licht weh thun, welches Wissenschaften verbreiten. Daher dringen die Vorschläge, die von gemeinnützig denkenden Männern zu ihrem Emporkommen gemacht werden, meistens nicht durch. Die jungen Söhne der edeln Familien, die das Ruder des Staates künftighin zu führen bestimmt sind, kommen ohne die gehörige Vorbereitung, und Ausbildung an ihre wichtigen Posten. Weil sie in ihrer Jugend keine zweckmässigen Beschäftigungen haben, in denen ihre Fähigkeiten, und Kräfte zum Vortheile des Staates entwickelt würden; so ergeben sie sich gewöhnlich dem Müssiggange, den Ausschweifungen, gedankenlosen Tändeleyen, und verschlummern, oder verderben ihre schönste Lebenszeit zum größten Nachtheile des Staates, der künftighin ihren unsichern, aller

Lei-

Leitung unfähigen Händen anvertrauet werden soll. — Wenn unter solche Leute ein oder das andere Mal ein wahrhaft gelehrter, einsichtsvoller Mann kömmt, der dem Triebe nach Wissenschaft, und höherer Vervollkommnung des Geistes redlich, und treu gefolget ist, und von seinen grössern Fähigkeiten zum Beßten des Staates Gebrauch zu machen Muth hat; so wird er von den Uebrigen für einen furchtbaren Kometen angesehen, den sie auf alle mögliche Art aus ihrem Gesichtskreise zu vertreiben suchen. Sonach sind in Aristokratien ungebildete, rohe, gedankenlose, träge, selbstsüchtige Menschen, die den Zustand des Mannes unter ihrer Sphähre nicht kennen, seine Bedürfnisse zu beherzigen gar nicht im Stande sind. — Die Väter des Volkes. — Von solchen Verwaltern des Staates läßt es sich nicht erwarten, daß sie Anstalten zur allgemeinen Wohlfarth, für welche sie selbst keinen Sinn haben, machen werden.

96.

Welche Aufnahme kann im Innern eines solchen Staates der Kunstfleiß, nützliche Beschäftigung der Gewerbbeflissenen, und Manufakturanten erwarten? — — Und welchen Platz wird man der Sittlichkeit, der göttlichen Tochter des gebildeten Geistes einraumen? — Ich fürchte, sie werde nur bei wenigen Einzelnen Aufnahme finden, die sich im Stillen ihrer freuen, und sie in öffentliche Gesellschaften nur incognito einzuführen wagen werden. — —

Welchen Schlag der Nachkommenschaft kann man sich bei verdorbenen Sitten versprechen? — Werden sich da nicht Bürger, und Bauern; Edle und Gemeine durch Uippigkeit, und Prachtliebe zu Grund richten, und sich außer Stand setzen Weib, und Kinder anständig zu erhalten? — Wie schwer wird es nun den Kindern armer Aeltern, in der Blüthe des Alters zu heurathen, und eine feste, dauerhafte Nachkommenschaft zu gründen? Es ist

da=

daher leicht möglich, daß in Aristokratien von Jahr zu Jahr weit mehrere Menschen sterben, als gebohren werden. —

97.

Herr Meiners, Professor der Weltweisheit auf der Universität in Göttingen giebt in seinen Briefen über die Schweiz: von dem politischen Zustande der Aristokratie von Bern, folgende Gebrechen an, die größtentheils aus der natürlichen Beschaffenheit aristokratischer Verfassungen fließen. „ Abneigung der re-
„ gierenden sowohl, als nicht regimentsfähi-
„ gen Bürgerschaft gegen Handel, und Fabri-
„ ken; Ertödtung des Wetteifers in der Bil-
„ dung des Geistes und Herzens, nicht nur
„ in den Söhnen der bürgerlichen; sondern
„ auch der übrigen angesehenen Geschlechter
„ des bernischen Gebiethes, indem die einen
„ wissen, daß sie auch ohne Fleiß, und Kennt-
„ nisse zu allem gelangen, die andern hinge-
„ gen voraussehen, daß sie mit den vorzüg-
„ lichsten Gaben und Kenntnissen dennoch von

„ allen Belohnungen, welche diese verdien-
„ ten, ewig werden ausgeschlossen bleiben;
„ eine aus diesem Mangel von Aussichten,
„ und Aufmunterung entstehende Auswan-
„ derung, oder Niedergeschlagenheit der
„ treflichsten Köpfe, seltene, oder späte, oder
„ wenig fruchtbare Ehen; freywillige Ab-
„ sonderung von Eheleuten, die für die Sit-
„ ten von beiden Geschlechtern nicht anders
„ als schädlich seyn kann, und eine durch
„ diese verschiedenen Ursachen bewirkte, und
„ immer noch fortdaurende Abnahme der
„ Bürgerschaft. Nicht weniger nachtheilig,
„ als diese Gebrechen ist die Beförderung
„ vieler unfähigen, und unwissenden Perso-
„ nen in die Regierung, und aus dieser in
„ solche Aemter, die ohne einen gewissen
„ Vorrath von Kenntnissen, und eine grosse
„ Uebung im Arbeiten nicht gut verwaltet
„ werden können; die Versetzung fähiger
„ Personen in die ungleichartigsten Fächer,
„ und Aemter, wodurch Männer, und Jüng-
„ linge gehindert werden, sich einem Fache
„ vorzüglich zu widmen, und sich darinn

„ aus-

„ auszubilden; und dann die aus der Ueber-
„ ladung mit unwissenden Mitgliedern ent-
„ stehende Unbehilflichkeit, oder Schwerfäl-
„ ligkeit des regierenden Rathes, wovon wie-
„ der Langsamkeit der Geschäfte, Schwierig-
„ keit manche gute den Vorurtheilen von
„ Schwachen, oder den Absichten von Nei-
„ dern entgegen laufende Plane durchzusetzen;
„ die durch das Gefühl beständiger Schwierig-
„ keiten verursachte Erkältung des Eifers der
„ geistreichern Patrioten für das allgemeine
„ Beßte; oder auch gefährliches Uebergewicht
„ einzelner durch Talente, Einsichten, Ver-
„ dienste, und Verbindungen hervorstechender
„ Mitglieder nothwendige Folgen sind. Aus
„ dem Schooße der Verfassung erwachsen
„ endlich Herabwürdigung der Geringern,
„ und Uebermuth der vornehmern Familien,
„ der zwar in den letzten Zeiten mit dem
„ Reichthum der regierenden Geschlechter sehr
„ abgenommen hat, wovon ich aber doch noch
„ selbst solche Beispiele erlebt habe, die in
„ den guten, deutschen Verfassungen gar nicht
„ mehr gedenkbar sind; heimlicher Krieg der

„ re-

„ regierenden Familien gegen die nicht re-
„ gierenden; und der kleinen regierenden, ge-
„ gen die grössern; ewige Spaltungen, und
„ Befehdungen der grossen Geschlechter un-
„ tereinander; ein daher entspringendes all-
„ gemeines Mißtrauen, und ängstliche Vor-
„ sicht im Reden und Handeln, die schon in
„ der Jugend so groß ist, daß Jünglinge sich
„ selbst in ihren frohen Zusammenkünften
„ selten vergessen, und sich einander nie ge-
„ genseitig anvertrauen; Mangel von Frey-
„ heit in historischen, und politischen Unter-
„ suchungen, und deren Bekanntmachung; Er-
„ tödtung von Offenheit, Freundschaft, und
„ den edelsten Freuden des geselligen Lebens;
„ Schüchternheit der Regierung, oder Man-
„ gel von Gewalt, und Ansehen, in der Ab-
„ schaffung mancher Mißbräuche, und der
„ Einführung mancher Verbesserungen in Po-
„ lizeysachen; und zuletzt Ohnmacht des gan-
„ zen Staates gegen benachbarte, fremde Mäch-
„ te, die eben so sehr durch den Abgang ge-
„ übter Krieger, als von grossen Heerführern
„ hervorgebracht wird.“

98.

98.

Ich will indessen nicht zweifeln, daß es in unsern Zeiten gut geordnete Aristokratien gebe, auch können vielleicht bestimmte Bedürfnisse eines einzelnen kleinen Staates, die ich zu berechnen nicht im Stande bin, die Aristokratische Verfassung nothwendig, und heilsam machen. Allein immer hat sie an sich betrachtet gewisse wesentliche Gebrechen, die mir bedenklich scheinen; Gebrechen, die sich dem Bestreben einen hohen Grad der Sittlichkeit durch Bildung des Geistes, und Verbreitung der Menschenliebe zu gründen, mächtig entgegen sträuben.

99.

Gehen wir nun zur Untersuchung der Monarchie über.

Eine Monarchie ist jener Staat, wo die bürgerliche Oberherrschaft einer einzigen Person zustehet. Einige Nationen suchten nämlich in der hausväterlichen Regierung ein Urbild, wonach sie, aus Zutrauen zu der Weisheit eines Einzigen, zu seiner Gerechtigkeit, und Liebe, alles an Einen übertrugen, der ihr Vater, ihr Gesetzgeber, und Rath, ihr Haupt seyn, der, mit der nothwendigen Einsicht begabt, keinen von den allgemeinen abgesonderten Vortheil kennen sollte.

Die monarchische Regierungsform ist entweder beschränkt, oder unbeschränkt; beschränkt ist sie, wenn dem Regenten zwar alle Majestätsrechte sind übertragen worden, aber unter gewissen Bedingungen, an die er als Fundamentalgesetze gebunden ist; z. B. der Regent hätte zwar das Recht alles anzuordnen, was ihm die Wohlfarth des Staates zu fodern schiene; aber er müßte über die zu treffenden Maßregeln mit den Ständen, oder Repräsentanten des Volkes zu Rathe gehen. Unbeschränkt ist die Regierungsform, wenn der

Regent an keine willkührlichen, oder vertragsmässigen Bedingungen gebunden ist, wenn die allgemeine Wohlfarth der Nation die einzige Gränze ist, die er nicht überschreiten darf.

Da der Monarch die Kräfte, und Einsicht nur eines Menschen hat; so muß er Kollegien von redlichen, und einsichtsvollen Männern errichten, die der Führung der verschiedenen Theile der Staatsverwaltung gewachsen sind, und mit ihm ihre Einsichten, und Kräfte vereinigen müssen, die allgemeine Wohlfarth handzuhaben, und von Zeit zu Zeit mehr zu befördern.

100.

Welches sind nun die Vortheile, und die Nachtheile der Monarchien? — —

In Monarchien ist bei jeder Verfügung am meisten Einigkeit, und Festigkeit zu erwarten; denn diese sind es nur, in denen man jederzeit mit dem gehörigen Nachdruck, und

mit der erfoderlichen Schnelligkeit einschreiten, und jeden guten Anschlag ohne Hinderniß wirksam machen kann. Keine ununterrichtete, von Leidenschaften umhergetriebene Menge; keine partheyischen, verbrüderten Rathsmänner können offenbar gegen die allgemeine Wohlfarth handeln.

101.

Nur in Monarchien kann man wirksame Maßregeln zur Ausbildung der Jugend nehmen, die immer harmonisch fortgeführt, und so eingerichtet werden, daß sich Jedermann jene Einsichten, und Kenntnisse zu verschaffen in Stand gesetzt wird, die er zur geschickten, und allgemein nützlichen Führung seines Amtes nöthig hat. — Wissenschaften behaupten da ihr verdientes Ansehen, weil der Monarch das Licht der Wahrheit, und Aufklärung, welches sie verbreiten, keineswegs scheuen darf.

102.

Die Aemter kleben nicht der Geburt an. Verdienste, und Kenntnisse können also mit glänzenden Ehrenstellen belohnt werden, bei wem sie sich auch finden mögen. Bei den niedern Klassen der Unterthanen werden die Fähigkeiten nicht erstickt, weil auch sie den Lohn ihrer Verwendung ärndten.

103.

Durch gute Anstalten zur Verbreitung der Sittlichkeit, denen sich nur in Monarchien Vollständigkeit, und zureichende Wirksamkeit geben läßt; kann man land- und stattverderbliche Leidenschaften am sichersten hindern, und entkräften, wenn sie etwa einzureißen beginnen.

104.

Gesetze erfreuen sich nur in Monarchien der Unverletzlichkeit, weil sie weder die unwis-

wissende Volksmenge, noch ein Häufchen eng-verbrüderter, oder uneiniger Patrizier in der Gewalt hat.

105.

Die Meinungen der Richter in Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten werden leicht übereinstimmend; denn sie haben geschriebene Gesetze, sie haben alle eine und die nämliche Richtschnur, nach welcher sie ihre Aussprüche abmessen können. — Aristokratien haben oft keine Gesetzbücher, und noch weniger die Demokratien.

106.

Die Verhältnisse des Staates, die besonderen Bedürfnisse der Provinzen können von dem Regenten bei der monarchischen Verfassung am leichtesten übersehen werden; der Monarch kann alle Dämme, und künstliche Maschinen, womit man ihm die Uibersicht des Ganzen, und der Theile verdeckt, mit

sei-

seiner starken Macht am leichtesten durchbrechen und zerstören. In Aristokratien, und Demokratien legt man es darauf an, alles in einem undurchdringlichen Dunkel chaotischer Verwirrung zu erhalten.

107.

Ein weiterer Vortheil des monarchischen Staates ist: Der Monarch hat keine so grossen Bedürfnisse, als ein paar hundert Aristen mit dem unermeßlichen Anhange von Familien, die mit ihnen verbunden sind, und die in einem Jahre mehrere Waizerärndten zu verzehren im Stande sind. — Nie können also die Güter der Unterthanen ein Eigenthum des Monarchen werden; wie sie in aristokratischen Staaten nur zu leicht ein Gemeingut der Senatoren werden können, von welchem dem arbeitsamen Landmann, und Bürger nur kärgliche Reste abfließen.

108.

In Monarchien ist die schnellste Vereinigung der Willen, und Kräfte aller Bürger vorhanden, weil sie sich nach dem Willen eines Einzigen richten.

109.

Wenn feindliche Anfälle abzutreiben sind; wenn ein augenblicklicher Entschluß gefaßt, und ausgeführt; wenn die Geschäftsverwaltung geheim gehalten werden muß; so geht dieses wohl in keiner Regierungsform so leicht an, als in der Monarchie.

110.

Ein Monarch kann nach dieser Lage der Umstände mit einem mittelmässigen Verstande mehr leisten, als in jeder andern Regierungsform ausgerichtet werden kann.

111.

Ist das Reich ein Erbreich; so wird schon von dem Vorfahrer gesorgt, daß sein Nachfolger gebildet werde. Ist es ein Wahlreich; so wird ohne dieß nur jener gewählt, der dem Volke der würdigste scheint.

112.

Bosheit des Herzens läßt sich von ihm nicht leicht vermuthen, um so weniger, da sein eigenes Wohl mit dem Wohl der Unterthanen auf das engste verbunden ist.

113.

Nur in Monarchien können alle Regierungsanstalten von der untersten Stelle bis zur obersten in die schönste Harmonie, in eine ununterbrochene Kette gebracht werden, wo ein Glied das andere aufnimmt, wo sich eines in das andere fügt; der ganze Staat stellt da eine grosse ordentliche Maschine dar,

die

die immer einen gleichförmigen Gang hält, weil sie ihn von der nämlichen, immer gleich mächtigen, gleich wirksamen Kraft herleitet.

114.

Aus allem, was ich vorausgeschickt habe, erhellet es, daß man in Monarchien am glücklichsten zur Gründung, und Verbreitung jener Kultur, und Sittlichkeit arbeiten könne, die ich als den höchsten Zweck eines jeden Staates aufgestellet habe.

115.

Die Geschichte liefert uns sichere Beweise (oder vielmehr, die Erfahrung lehret es) daß man es in monarchischen Staaten in der Kultur am weitesten gebracht hat. Wäre wohl Rußland zu dem Grade von Ansehen je gestiegen, auf dem wir es heut zu Tage anstaunen, wenn es nicht die Wohlthat der monarchischen Verfassung genossen hätte? Gewiß läge dieses Reich noch in den tiefesten

Finsternissen der Unwissenheit, und Barbarey begraben, wenn es nicht von dem unsterblichen Czaar Peter dem Grossen aus selber wäre gerissen, und bis auf den heutigen Tag von entschlossenen Monarchen zu seinem Besten geleitet worden. Mit vielem Grunde sagt daher die jetzt regierende Czaarin Katharina in einem an ihre Unterthanen erlassenen Manifeste:

„Welcher unter unsern Unterthanen, „wenn er einen Blick in die Geschichte dieses „unermeßlichen, wunderbaren Reiches wirft, „wird nicht von einer heiligen Ehrfurcht, „und plötzlichen Bewunderung für das Andenken unserer erlauchten Vorfahren ergriffen, wenn er die Fortschritte in den Kenntnissen aller Art, in den Wissenschaften und „Künsten erwägt, die in diesem Lande zu „Anfang dieses Jahrhunderts erst geboren, „und nun zu einem Grade von Glanz gebracht sind, welcher das Erstaunen der benachbarten Völker ist. Welcher Rechtschaffene, der den Zustand der Barbarey bedenkt,

„denkt, worinn dieses Reich vor der Regie-
„rung Peter des Grossen versenkt war, die
„Mühe, die dieser erlauchte Kaiser, und sei-
„ne würdigen Nachfolger sich gegeben, Ein-
„sichten hereinzuziehen, die Künste darein
„zu verpflanzen, und ihm das Gute der rei-
„chen Theile von Europa theilhaftig zu ma-
„chen, wird nicht den Vortheil erkennen,
„den das Volk hat, sich durch einen Chef
„führen zu lassen, der nur einen Willen
„hat, weil er nur ein Verlangen hat, näm-
„lich das allgemeine Beßte, weil sein gan-
„zer Ruhm, sein ganzer Stolz in diesem
„Beßten bestehet, und sein ganzes Glück
„darinn, sagen zu hören, daß es ihm ge-
„lungen sey? Welcher unter unsern getreuen
„Unterthanen endlich, der die Wichtigkeit
„überlegt, welche die russische Nation in
„allen Staaten von Europa genießt, den
„Einfluß, den sie sich durch ihren Handel,
„durch ihre Reichthümer, durch ihre Kriegs-
„heere, durch ihre Flotten, durch ihre Sie-
„ge, durch ihre Eroberungen in der Politik
„der Höfe erworben, wird nicht überzeugt

„seyn, daß so viele Vortheile der glücklichen
„Harmonie zuzuschreiben seyn, welche zwi=
„schen der politischen Regierung des Reichs,
„und der ehrerbietigen Unterwerfung herrscht,
„die wir zu fodern das Recht haben, wenn
„es das öffentliche Beßte, und den Ruhm
„der Nation betrifft?“

116.

Wie weit sind die monarchischen Staaten in Europa ausgebreitet! Man sollte denken, das Band, das zahllose Mengen von Menschen umfaßt, würde locker werden, und alle Zuneigung, allen Patriotismus verschwinden machen. Und doch finden wir keinen Staat in einem minder schwankenden Zustande, als den monarchischen. Die grössere Kultur des Geistes, und des Herzens der Bürger, welche nach unserer eigenen Erfahrung nur in Monarchien recht Wurzel schlägt, und zu einem glücklichen Wachsthume gelangt, kettet sich fester aneinander, als alle erträumten Freyheitssysteme demokratischer Verfassungen.

117.

Wenn man die vortreflichen Erziehungs-anstalten, aus denen sich jeder die zu seinem Zwecke erforderliche Bildung, und Brauchbarkeit holen kann; den Zusammenhang der Stellen, welche alle auf verschiedenen Wegen zu einem Zwecke arbeiten; die geschriebenen Gesetze, und die daher entspringende Sicherheit der Personen, Güter, und Rechte erwägt, und sich dazu denkt, daß alle diese Vortheile in weit ausgebreiteten Monarchien mit der glücklichsten Wirksamkeit durchgesetzet werden: wenn man andererseits erwägt, daß eben diese Vortheile in weit kleinern aristokratischen oder demokratischen Verfassungen, die doch wegen ihres geringen Umfanges von der leitenden Macht leichter umfaßt werden können, nirgends zu der glücklichen Wirksamkeit gelangt sind, deren sie sich in Monarchien erfreuen; so muß man sich überzeugt fühlen, daß wir dieses der innern, natürlichen Vortreflichkeit, und Güte der Monarchien zu verdanken haben, welche die Vortref-

treflichkeit aller Verfassungen der Freystaaten weit hinter sich läßt. Alle Bürger der monarchischen Staaten haben daher große Ursache ihr Loos zu segnen, und Niemand hat Grund über die geringe Aufopferung der Freyheit zu klagen, die ihm so großen, so überwiegenden Gewinn bringt.

118.

Aber man macht uns Einwürfe; man setzt unsern Behauptungen die Nachtheile der Monarchien entgegen. In Monarchien, heißt es, sind die Unterthanen grossen Gefahren ausgesetzt, weil sie von dem Willen eines Einzigen abhängen; sie scheinen ihre ganze Freyheit aufgeopfert zu haben; man kann nicht auf fest gesetzten Plan, auf dauerhafte Gesetze rechnen, weil die Gesetzgebung so sehr von der Laune des Monarchen abhängt; die Entschlüsse können zu rasch, zu unüberdacht, oft mehr in dem Eigensinne des Monarchen, als in der Wahrheit gegründet seyn; überläßt sich endlich der

Mo-

Monarch Schmeichlern, so ist der Staat in der größten Gefahr der Bedrückung.

Wenn wir diese Nachtheile mit den beschriebenen natürlichen Vortheilen, zusammenhalten, beide genau gegen einander abwägen; so müssen wir auf das Resultat kommen, daß dergleichen Nachtheile bei einzelnen Monarchen wohl möglich sind, daß sie aber nicht aus der Natur der monarchischen Verfassung fliessen, wie das doch immer der Fall bei Gebrechen der Aristokratien, und Demokratien ist.

Die Unterthanen der Monarchien hängen zwar von dem Willen eines Einzigen ab; allein, dieser Wille wird durch die möglichst richtige Erkenntniß der Sache, die wohl bei keiner andern Verfassung so leicht statt hat, bestimmt.

Nie kann der Monarch selbst auf den Fall, wenn er nicht richtig denkt, wenn er nach Leidenschaften handelt, das allgemeine Wohl so sehr untergraben, als es Aristen, oder Repräsen-

sentanten der Menge thun können; denn er hat doch die Irrthümer, und Leidenschaften nur eines Menschen. — Aber seine Verbindungen? — Sind auch Verbindungen nur eines Menschen, und müssen nothwendig geringer an der Zahl seyn, als die Verbindungen von ein Paar hundert Aristen. — —

Ist aber der Monarch ein guter, aufgeklärter Regent, dessen eifriges Bestreben die Beförderung der allgemeinen bürgerlichen Wohlfarth ist, (wie es von eigens dazu gebildeten Fürsten immer zu vermuthen stehet,) so liegt in der Beschaffenheit der Regierung selbst nicht nur keine giftige Quelle, woraus Nachtheile für den Staat entspringen könnten; sondern sie ist vielmehr geeignet, den landverderblichen Leidenschaften selbstsüchtiger, eigenmächtiger, stolzer Thoren Zaum anzulegen, ja, auch wirksame Anstalten zu ihrer allmähligen Ausrottung zu treffen. Nicht minder glücklich kann sie die gefährlichen Ausbrüche anarchischer Unordnungen hintanhalten.

Die

Die Aristen sind alle mit gleicher Würde versehen; Einzelne unter ihnen können höher steigen, können sich über ihre Mitsenatoren erheben. Es ereignet sich auch wirklich, daß ehrgeizige, feurige, rasche, unternehmende Mitglieder des Rathes die allgemeine Wohlfarth aus dem Gesichte verlieren, und durch im dunkeln schleichende Wege zum größten Nachtheile des Staates gegen diese Höhe hinanstreben. In Monarchien stehet das nicht zu befürchten. Der Monarch hat den höchsten Gipfel äußerlicher Höhe erstiegen, der den ausschweifendesten Begierden das Ziel stecken kann. In dieser Rücksicht ist also das Gemüth des Monarchen ruhig. Natürlicher kann es nun, als bei jeder andern Verfassung kommen, daß er als Mensch, als Haupt, und Vater der Nation, als gebildeter Fürst, in der Wohlfarth der Nation, in dem Segen, und Früchten einer guten Verwaltung der ihm anvertrauten grossen Familie, seinen höchsten Ruhm, den höchsten Glanz seiner Majestät sucht. Auf keinen Fall ist also die Abhängigkeit von dem Willen eines Einzigen so bedenklich, als

die Abhängigkeit von dem bunten Willen mehrerer Vornehmen, oder von dem schwankenden Willen der ununterrichteten Menge. — —

Aber der Monarch kann rasche, unüberdachte Entschlüsse nehmen, sagt man. Möglich ist es, aber immer sind solche in Monarchien weniger zu vermuthen, als bei jeder andern Verfassung. Der Monarch kann einsichtsvolle, mit grossen Kenntnissen ausgerüstete Männer an seine Seite ziehen, die nicht durch Eigennutz, oder enge Verbrüderungen mit einander verbunden sind. Von diesen kann er sich Resultate der Nachforschungen, und Untersuchungen der nämlichen Sache vorlegen lassen, und sich so gegen jeden unüberdachten, raschen Entschluß sichern. Es ist nicht zu vermuthen, daß er das unterlassen sollte, da er von der ersten Jugend an dazu angeführet wird. Bedenke man die natürliche Beschaffenheit der Aristokratien, oder Demokratien, und antworte sich selbst, ob in selben dieser wichtige Vortheil eben so leicht, als in Monarchien erreichbar ist.

Aber, sagt man mir ferner: In Monarchien können sich Kollegien, zum Beispiele: Polizey- Justizkollegien rc, die im Namen der Regenten die Sache der Nation führen und über ihre Rechte entscheiden, von der Nation isoliren, und die rechtsbeständigen Vortheile derselben, durch begünstigende, ungerechte Sprüche, zum Theil, zu ihren eigenen machen.

Dergleichen Fälle sind in Monarchien nur möglich; aber in Aristokratien, wo zwischen dem Volke, und den Vornehmern eine unbegränzte, unübersteigliche Kluft befestiget ist, sind sie natürlich. Eine planmässige Absonderung der Kollegien von der Nation, um den Eigennutz zu befriedigen, läßt sich aus der natürlichen Beschaffenheit der Monarchien nicht folgern. Man kann da die Vorsicht brauchen, die Stellen mit gelehrten, unpartheyischen Männern zu besetzen, und die nämliche Sache von verschiedenen von einander unabhängigen Stellen, die mit gleich gelehrten, und unpartheyischen Männern besetzt sind,

untersuchen, und entscheiden zu lassen. — — — Zudem stehen dem Regenten noch andere Mittel zu Gebothe, die auch die einzelnen, seltenen Fälle ganz verschwinden machen können. Er kann unter andern z. B. den Entscheidungen und Anordnungen der Polizey — Justiz — und anderer Kollegien, deren Bekanntmachung die Staatskonjunkturen nicht gefährlich machen, durch Wochen oder Monatschriften, welche kluge, sachverständige, der leichten, populären Schreibart mächtige Männer über sich nehmen, Publicität verschaffen. — Diese Publicität muß allen guten Beamten willkommen seyn, da ihnen damit Gelegenheit gegeben wird, ihre Talente, von denen sie mit rastloser Thätigkeit zum Beßten der Nation Gebrauch machen; ihre uneigennützige Denkart, und Gerechtigkeitsliebe, ihren Patriotismus, auf die ehrenvolleste, und rühmlichste Art der Nation bekannt zu machen, und so, als Väter derselben zu erscheinen.

Lassen sich wohl, diese wichtigen Vortheile bei dem Regimente einer ununterrich-

teten Menge, oder bei der Regierung der Vornehmern, die von dem Volke allzeit schon durch ihre natürliche Stellung abgesondert sind, denken?

Man kann in Monarchien nicht auf dauerhafte Gesetze rechnen, ist ein weiterer Einwurf. —— Veränderte Umstände fodern in Monarchien freylich oft eine Veränderung der Gesetze; allein das ist in allen Verfassungen der Fall. — Der Segen dauerhafter, geschriebener Gesetze ist wohl in der grössern Kultur der Wissenschaften, und der Sittlichkeit der monarchischen Staaten Europens sichtbarer, als in irgend einer Aristokratie, oder Demokratie.

Aber man gibt in monarchischen Staaten seine Freyheit auf, man wird ein Fürstendiener, ein Fürstenknecht, wirft man mir endlich ein. —— Wie wäre es aber, wenn die sogenannten Fürstendiener, weit entfernet, an Freyheit zu verlieren, daran gewännen? — Wir wollen sehen. Zuerst muß ich

bestimmen, welcher Staat sich frey nennen könne? — Jener Staat ist frey, wo die gesetzgebende Macht sich so genau, als möglich an die Gesetze der Natur hält, und eine jede von ihren Verordnungen zur Verbesserung des sittlichen, und physischen Zustandes der Gesellschaft, zur Beförderung gemeinnützigen Fleißes, und der Redlichkeit abmißt; der Staat ist frey, wo man weder von rasenden Banden eines eigensinnigen, vorurtheilvollen Pöbels, noch von hochtrabenden, eigenmächtigen, selbstsüchtigen, sogenannten Vornehmen, in der Ausübung seiner natürlichen, und hergebrachten Rechte gestört wird; der Staat ist frey, wo man ungekränkte Sicherheit des rechtmässig gegründeten Eigenthums, der Person, und der Ehre genießt; wo Despotismus, das heißt: willkührliche, eigennützige Befehle der Obergewalt, ohne Absicht auf die Gesetze der Natur, auf das Beßte der Gesellschaft, ganz von den Begriffen der Bürger entfernet sind; der Staat ist frey, wo man Beiträge zur Bestreitung der Staatskösten auf eine solche

Art

Art liefert, die dem Landbau, wahrhaft nützlichen, den Bedürfnissen der Länder, zusagenden Manufakturen, und dem Handel, worinn die Quellen des Reichthumes eines Staates liegen, keinen Nachtheil zufügt; der Staat ist frey, wo der Nexus zwischen den Herrschaften, und dem Landmanne für den letztern ein sanftes Band, kein Mittel ist ihm die Früchte seines Schweißes zu rauben, durch ungerechte Bedrückung den mächtigsten Sporn zur guten, fleißigen Bestellung der Felder zu tödten, und so durch Verminderung der Schätze der Erde die allgemeine Wohlfarth zu untergraben; der Staat ist frey, wo bürgerlich gleichgiltige Handlungen, das heißt: solche Handlungen, für die das Beßte des Staates keine Einschränkung fodert, keinem Zwange unterliegen, keiner Richtschnur angepaßt werden dürfen; wo der Geist des Menschen in keine Fesseln geschmiedet wird, wo man im wissenschaftlichen Fache nach seiner beßten Uiberzeugung reden, von seinen Talenten Gebrauch machen, und sie so immer glänzender entfalten kann; wo es sich nach den Absichten

der Regierung handeln läßt, ich will damit sagen: wo die Regierung nicht mit sich selbst im Widerspruche stehet, wo sie keine widersprechenden Anordnungen, denen man sich zu fügen verbunden wäre, festsetzt, der Staat ist frey, in welchem man, wie Montesquieu spricht, das thun kann, was man wollen soll, und das unterlassen muß, was man nicht wollen soll. Ein solcher Staat hat Vortheile von einer so grossen innern Güte, und Vortrefflichkeit, daß jeder vernünftige, darüber aufgeklärte Mensch gerne alles thut, sie zu erhalten, und sich gerne den Gesetzen unterwirft, die auf die Gründung, Erhaltung, und Beförderung derselben zielen. Also ist der vernünftige gebildete Mensch in einem solchen Staate frey. — Man prüfe nochmals die Nachtheile, und Vortheile der drey erklärten Regierungsformen, wäge sie genau gegeneinander ab, und entscheide dann selbst, bei welcher Verfassung sich der höchste, glänzendeste Grad der Freyheit denken lasse. — Ich will über diese Frage nur noch das anführen, was der würdige Professor Meiners über die

Frey-

Freyheit in den demokratischen, und aristokratischen Kantonen der Schweiz sagt: „In „den demokratischen Kantonen ist die höchste „politische Freyheit da, indem alle Landleute, „wenn sie kaum das jugendliche Alter er„reicht haben, Theilnehmer der höchsten Ge„walt, und zugleich alle zu allem fähig, „oder wählbar sind. In eben diesen Staa„ten aber artet diese allgemeine, und unna„türliche Freyheit in ein tyrannisches Regi„ment aus, wo die Reichen, und die Obrig„keit Sklaven des Pöbels werden, oder auch „ein Theil des Volks von einer mächtigen „Faktion unterjocht wird. In den aristo„kratischen, und den oligarchischen Staaten „kömmt die politische Freyheit nur allein „den regierenden Familien zu; die nicht re„gimentsmässigen Bürger hingegen, und die „Unterthanen haben viel weniger politische „Freyheit, als in monarchischen Staaten, „wo ein jeder Eingeborner, und selbst ein „Fremder sich durch Fähigkeiten, Kenntnis„se, und Tugenden zu den höchsten Ehren„stellen hinauf schwingen kann. Der Abstand,

„in

„in welchem in den aristokratischen Repub-
„liken die Nichtbürger von den Bürgern,
„und die nicht regimentsfähigen Bürger von
„den regierenden Geschlechtern stehen, ist oh-
„ne Vergleichung drückender, und demüthi-
„gender, als in unsern Verfassungen die Ver-
„schiedenheit der Stände, oder die Abhän-
„gigkeit aller, von Einem durch Grundgesetze,
„durch Landesstände, und Collegia einge-
„schränkten Fürsten ist. Wenn die bürgerliche
„Freyheit darinn bestehet, nichts thun, und
„nichts leiden zu dürfen, als was den
„Gesetzen gemäß ist; so ist diese bürger-
„liche Freyheit in der Schweiz oft da
„am geringsten, wo die politische am größ-
„ten ist. Bürgerliche Freyheit ist ein Un-
„ding oder wenigstens nicht gesichert, wo kei-
„ne vollständigen, bestimmten, und allge-
„mein bekannten Gesetze, und wo keine der
„Gesetze kündigen, und unpartheyischen
„Richter und Richterstühle sind. In der
„Schweiz ist kein einziger Staat, der eine
„vollständige Sammlung von peinlichen Ge-
„setzen hätte, und kein Staat, wo man

„von

„von allen denen, die über das Leben, die „Ehre, und Freyheit von Bürgern, und „Unterthanen richten sollen, verlangete, daß „sie in Rechten so erfahren seyn, als man „in Deutschland von den Mitgliedern der „höhern, und höchsten Gerichte fodert. Auch „sind in der Schweiz Kläger, Beklagte, und „Richter einander so nah, und in so man- „cherley Verhältnissen, daß man von den „Richtern selten die vollkommene Unparthey- „lichkeit erwarten kann, die in Deutschland „statt findet, wo der Regel nach in den „meisten wichtigen Sachen die letzten und „höchsten Richter, Kläger, und Beklagte „nicht anders, als aus den Akten kennen. „Wenn die Schweizer so viel wahre Frey- „heit besässen, als sie zu besitzen wähnen, „so würden sie im Reden, und Schreiben „nicht so gebunden seyn, als sie wirklich „sind. So lange sie also weder die Erlaub- „niß, noch den Muth haben über ihre Ge- „schichte, ihre Verfassungen, und Regierun- „gen so frey zu reden, und zu schreiben, „als wir Deutsche können; so rathe ich ih-

„nen

„nen mit den wegwerfenden Namen von „Fürstendienern, und Fürstenknechten, die „manchen schweizerischen Schriftstellern so „geläufig sind, sparsamer als bisher zu „seyn." — — — *)

*) Leidet der Landmann ungerechten Druck, werden ihm die Früchte seiner Arbeit in so grossen Theilen entrissen, daß er kümmerlich sein Leben fortbringen kann; so wird der größte Sporn des Fleißes, der in dem Gedanken: ich arbeite, ich erwerbe für mich, bestehet, abgestumpft; die Landwirthschaft wird nur nachlässig besorgt; Feldbau und Viehzucht, und hiemit der Stoff zu Manufakturen, und der davon abhängige Handel kommen herunter, und der ganze Staat leidet mit dem gedrückten Landmanne.

119.

Aus allen vorausgeschickten Betrachtungen erhellet es, daß die monarchische Regierungsform vermöge ihrer Natur am meisten geeignet ist, die Menschen ihren hohen Fähigkeiten gemäß zu leiten; die häufigen Ursachen,

sachen, und Anlässe der Ungerechtigkeiten aufzuheben; Bildung des Geistes, und des Herzens zu verbreiten, und die bürgerliche Gesellschaft jener Sittlichkeit näher zu bringen, von der wir mit Grunde alles Gute erwarten.

X X.89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neupauer, Franz Xaver von,

Vorzüge der monarchischen vor den übrigen Regierungsformen

Wien 1792

Pol.g. 700
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10770144-4
VD18 14517108-001